

Es war das Thema ihres Lebens, das fehlgeschlagene Attentat vom 20. Juli 1944. Kaum einer der Verschwörer hatte überlebt, weder im In- noch im Ausland war auf Verständnis zu hoffen, und so verstand es sich fast von selbst, daß Marion Gräfin Dönhoff zu einem der wenigen öffentlichen Fürsprecher dieser Adelsfronde wurde, schließlich zum prominentesten. Ihre zahllosen Schriften waren zentraler Bestandteil des öffentlichen Gedenkens. Welche Rolle hat die Gräfin selbst in der Verschwörung gespielt? Welches Bild vom Widerstand hat sie vermittelt? Und welche Wirkungen hat sie damit erzeugt?

Eckart Conze

Aufstand des preußischen Adels

Marion Gräfin Dönhoff und das Bild des Widerstands
gegen den Nationalsozialismus in der Bundesrepublik Deutschland

Geschichtspolitik und Erinnerungskultur

Das Gedenken an den Widerstand gegen den Nationalsozialismus und insbesondere an die Männer des 20. Juli ist ein zentraler Bestandteil der öffentlichen Erinnerung und Erinnerungskultur der Bundesrepublik Deutschland. Im öffentlichen Gedenken an die NS-Zeit bietet er einen der wenigen positiven Anknüpfungspunkte. So sehr man den Nationalsozialismus im allgemeinen als identitätsstiftend ex negativo betrachten muß, so sehr zählte und zählt der Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur zu den als positiv bewerteten Traditionsträngen der deutschen Geschichte dieser Jahre, an die man nach 1945/49 anknüpfen zu können glaubte.

Über die Rezeption des Widerstands in der Bundesrepublik Deutschland wie auch in der DDR ist gerade in den letzten Jahren viel geschrieben worden¹. Immer ist in diesem Zusammenhang auf die Dominanz des Attentats vom 20. Juli

¹ Vgl. eine ganze Reihe von Beiträgen in: Peter Steinbach/Johannes Tuchel (Hrsg.), *Widerstand gegen den Nationalsozialismus*, Bonn 1994, oder in: Gerd R. Ueberschär (Hrsg.), *Der 20. Juli. Das andere Deutschland in der Vergangenheitspolitik nach 1945*, Berlin 1998, sowie Peter Steinbach, *Widerstand im Widerstreit. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in der Erinnerung der Deutschen*, Paderborn 2001. Die Literatur zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus, zu seinen Formen, Motiven, Zielen und Trägern, aber auch zu seiner historischen Bewertung, nicht zuletzt im Hinblick auf den Begriff „Widerstand“, ist im Laufe der Jahrzehnte fast unübersehbar geworden. Einen groben Überblick über die Themen und Fragehorizonte der Widerstandsforschung verschafft neben Steinbach/Tuchel (Hrsg.) auch der Sammelband von Jürgen Schmäddeke/Peter Steinbach (Hrsg.), *Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler*, München 1994. Vgl. im übrigen auch die umfassenden bibliographischen Informationen auf der Website der Gedenkstätte deutscher Widerstand in Berlin: <http://www.gdw-berlin.de/lit>. Dieser Aufsatz wurde im Oktober 2001, also vor dem Tod Marion Gräfin Dönhoffs, abgeschlossen und für den Druck lediglich geringfügig überarbeitet und um einige Literaturangaben ergänzt.

1944 im Geschichtsbild und im öffentlichen Gedenken hingewiesen worden wie auch auf die erst relativ spät einsetzende und sich nur langsam und unter Vorbehalten vollziehende Integration anderer Widerstandsgruppen und ihrer Aktivitäten in das Bild des Widerstands gegen den Nationalsozialismus und damit auch in das kollektive Gedächtnis der (west-)deutschen Gesellschaft. Bis heute hat der 20. Juli seine herausgehobene Bedeutung innerhalb des Widerstandsgedenkens behalten. Selbst ein vor wenigen Jahren erschienener wissenschaftlicher Sammelband über die Rezeptionsgeschichte des deutschen Widerstands nach 1945, der ganz bewußt „weit über die Ereignisse des 20. Juli 1944 und deren Rezeption hinausreicht“, trägt den Titel „Der 20. Juli“². Sicher, es gibt gute Gründe, das Widerstandsgedenken auf den 20. Juli zu konzentrieren: Dafür spricht die Tat selbst, auch wenn diese ihr Ziel verfehlte, die moralische Rigorosität, welche die Verschwörer auszeichnete, und schließlich auch die Tatsache, daß es kein Ereignis und keine Gruppe in der Geschichte des deutschen Widerstands gab, die einem Machtwechsel so nahe kamen wie die Verschwörer des 20. Juli. Überdies wird öffentliche Kommemoration erleichtert, wenn sie sich auf konkrete Daten, Orte, Ereignisse und, vor allem, Menschen beziehen kann. Der 20. Juli bietet diese Voraussetzungen in geradezu idealer Weise. Dabei darf indes nicht übersehen werden, daß der 20. Juli nicht unmittelbar nach Kriegsende als Gedenktag ins Bewußtsein der Deutschen trat; es gilt sich zu vergegenwärtigen, daß Erinnerung – und insbesondere öffentliche Erinnerung – konstruiert wird, daß Geschichtsbilder nicht einfach entstehen, sondern Ergebnisse sind bewußter und unbewußter Handlungen und nicht zuletzt das Resultat von Geschichtspolitik³. Ereignisse, so sieht es der französische Soziologe Maurice Halbwachs, Theoretiker des kollektiven Gedächtnisses und seiner sozialen Bedingungen, der auch den Begriff der „*mémoire collective*“ geprägt hat, überführen sich nicht von selbst in Erinnerung, sondern werden zu Erinnerungen gemacht: zum einen durch sozial vorgeformte Sinnbedürfnisse und Wahrnehmungsweisen, zum anderen durch politische Gestaltung, Inanspruchnahme und Wiederverwendung⁴. So betrachtet, ist die Rezeptions- und Deutungsgeschichte des 20. Juli 1944, ähnlich wie die jüngst umfassend untersuchte des 17. Juni 1953⁵, ein hervorragendes Exempel für die Konstruktion von „politischem Sinn“ in modernen Kulturen⁶.

² Gerd R. Ueberschär, Vorwort, in: Ders. (Hrsg.), *Der 20. Juli*, S. 9. Der Herausgeber des Buches beugt sich, offensichtlich nicht ohne Bauchgrimmen, den Realitäten der deutschen Erinnerungskultur und versteht den „20. Juli 1944“ als Synonym für den gesamten Widerstand gegen den Nationalsozialismus, als *pars pro toto*.

³ Zum Begriff der Geschichtspolitik vgl. Edgar Wolfrum, *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948–1990*, Darmstadt 1999, S. 13–38.

⁴ Maurice Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt a. M. 1985; siehe hierzu auch Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1999, S. 34–48.

⁵ Vgl. Wolfrum, *Geschichtspolitik*.

⁶ Vgl. Carola Lipp, *Politische Kultur oder das Politische und Gesellschaftliche in der Kultur*, in: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), *Kulturgeschichte Heute*, Göttingen 1996, S. 78–110, hier S. 87 f.

Der 20. Juli ist in diesem Kontext von doppeltem Interesse, denn zwei Fragen stellen sich in diesem Zusammenhang: Wie kam es dazu, daß jene Verschwörung, die zum größten Teil von Angehörigen der politischen, administrativen und militärischen Eliten des Deutschen Reiches getragen wurde, zum Inbegriff und Symbol des antinationalsozialistischen Widerstands schlechthin wurde? Und: Was war das für ein Bild des 20. Juli, das seine geschichtspolitische und geschichtskulturelle Wirkung entfalten konnte? Hier standen und stehen sich durchaus unterschiedliche, ja widersprechende Deutungen gegenüber. Das bezieht sich nicht auf das Bild des 20. Juli, wie es über Jahrzehnte in der DDR gepflegt wurde, wo ein angeblich reaktionärer bürgerlich-aristokratischer Widerstand dem antifaschistisch-demokratischen Widerstand etwa des Nationalkomitees Freies Deutschland oder auch der Arbeiterbewegung gegenübergestellt wurde⁷. Es bezieht sich vielmehr auf die divergierenden Bewertungen des 20. Juli innerhalb des geschichtspolitischen Diskurses der Bundesrepublik, wie sie spätestens seit den sechziger Jahren zutage traten: Während Hans Rothfels, einer der frühesten Historiographen des Widerstands, dessen Angehörige nicht „innerhalb der begrenzten Sphäre politischer Betrachtungen und Möglichkeiten“ sozialwissenschaftlich analysiert wissen mochte, sondern eine Würdigung im „Prinzipiellen“ anstrebte, eine Würdigung der Kräfte „moralischer Selbstbehauptung, die über die Erwägung des bloß politisch Notwendigen weit hinausgehen“⁸, sah Ralf Dahrendorf in seinem Anfang der sechziger Jahre entstandenen Buch „Gesellschaft und Demokratie in Deutschland“ den Widerstand des 20. Juli zwar als „Ruhmesblatt deutscher Geschichte“, jedoch keineswegs als einen „Schritt auf dem Wege der deutschen Gesellschaft zur Verfassung der Freiheit“⁹.

Auf die Rolle der Medien in der Auseinandersetzung um den 20. Juli und seine geschichtspolitische Bedeutung ist bislang zwar vereinzelt hingewiesen worden, doch systematisch untersucht hat man sie nur kaum¹⁰. Wichtig ist in diesem Zusammenhang vor allem der Anteil, den Journalisten und Publizisten nicht allein an der Verbreitung von Geschichtsdeutungen haben, sondern als geschichtspolitische Akteure und Angehörige einer Deutungselite auch an ihrer Konstruktion und Durchsetzung. Angesichts der zentralen Bedeutung der Medien und der öffentlichen Meinung in modernen demokratisch-pluralistischen Gemeinwesen kann man die Rolle von Journalisten in der kommunikativen

⁷ Siehe hierzu Ines Reich, Das Bild vom deutschen Widerstand in der Öffentlichkeit und Wissenschaft der DDR, in: Steinbach/Tuchel (Hrsg.), Widerstand, S. 557–571.

⁸ Hans Rothfels, Die deutsche Opposition gegen Hitler. Eine Würdigung, neue erw. Ausgabe, Frankfurt a. M. 1978, S. 21 f.

⁹ Ralf Dahrendorf, Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München 1965, S. 442.

¹⁰ Eine Ausnahme bildet die allerdings regional begrenzte Studie von Regina Holler, 20. 7. 1944. Vermächtnis oder Alibi? Wie Historiker, Politiker und Journalisten mit dem deutschen Widerstand gegen den Nationalsozialismus umgehen, München u. a. 1994. Vgl. auch die allgemeineren Überlegungen von Peter Steinbach, Widerstand im Dritten Reich – die Keimzelle der Nachkriegsdemokratie? Die Auseinandersetzung mit dem Widerstand in der historischen politischen Bildungsarbeit, in den Medien und in der öffentlichen Meinung nach 1945, in: Ueberschär (Hrsg.), Der 20. Juli, S. 98–124.

ven Auseinandersetzung um Geschichtsbilder und die Gegenwartsbedeutung von Geschichte gar nicht wichtig genug nehmen¹¹.

Vor diesem Hintergrund ist es eigentlich erstaunlich, daß die Zeitgeschichtsforschung jener führenden deutschen Journalistin, die über mehr als fünf Jahrzehnten den Widerstand gegen den Nationalsozialismus und insbesondere die Opposition des 20. Juli zu ihrem Thema gemacht hat, noch keine Aufmerksamkeit geschenkt hat. Gemeint ist Marion Gräfin Dönhoff, die Grande Dame des deutschen Nachkriegsjournalismus, die sich seit 1945 publizistisch mit dem Widerstand des 20. Juli beschäftigte, seit 1946 als Redakteurin der Wochenzeitung „Die Zeit“, später als deren Chefredakteurin und bis zu ihrem Tod 2002 als deren Mitherausgeberin, darüber hinaus aber auch in zahllosen anderen Veröffentlichungen – Artikeln, Aufsätzen und Büchern – sowie öffentlichen Reden¹². Ganz ohne Frage hatte Marion Gräfin Dönhoff – und die weit in die Hunderttausende reichende Auflagenhöhe der Hamburger Wochenzeitung ist dafür nur ein Beleg – einen erheblichen Anteil an der Herausbildung, Stabilisierung, Konservierung und Verteidigung des Bildes der (west-)deutschen Gesellschaft und Öffentlichkeit vom Widerstand im „Dritten Reich“ im allgemeinen und der Opposition des 20. Juli 1944 im besonderen.

Der Zusammenhang von Geschichte und Geschichtsbildern stand Marion Gräfin Dönhoff stets klar vor Augen. Schon in einem ihrer frühen Artikel zum Thema schrieb die Gräfin am 17. Juli 1952 in der „Zeit“: „Jedes Volk hat seine spezifische Art, geschichtliche Ereignisse in Legenden oder Symbole umzusetzen, und gewiß weicht oft am Ende die Legende erheblich von dem eigentlichen Geschehen ab.“¹³ Und als sich viele Jahre später, 1994, der Attentatsversuch zum 50. Male jährte und Gräfin Dönhoff zu diesem Anlaß ein Buch herausbrachte über die Männer des 20. Juli, hieß es darin einleitend: „Nicht Fakten sind entscheidend, sondern die Vorstellung, die sich die Menschen von den Fakten machen.“¹⁴ Die Vorstellung, die sich die Menschen in Deutschland über den Widerstand und insbesondere die Zusammenhänge des 20. Juli machen, sind von Marion Gräfin Dönhoff mitgeprägt und mitbeeinflusst worden. Daher gilt es zunächst, dasjenige Bild des Widerstands und des 20. Juli darzustellen, das Marion Gräfin Dönhoff über die Jahre hinweg vertreten hat. Gefragt werden soll

¹¹ Aleida Assmann hat in diesem Kontext vom „kommunikativen Gedächtnis“ gesprochen und zu Recht darauf hingewiesen, daß Erinnerungen stets in Kommunikation, das heißt: im Austausch – und das meint auch in der Auseinandersetzung – mit anderen Menschen aufgebaut und verfestigt werden. Aleida Assmann/Ute Frevert, *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999, S. 36.

¹² Eine zwar nicht vollständige, aber weiterführende Bibliographie der Schriften Dönhoffs bietet Haug v. Kuenheim, *Marion Dönhoff*, Hamburg 1999, S. 146.

¹³ Marion Gräfin Dönhoff, *Auflehnung gegen den Helden*, in: *Die Zeit*, 17. 7.1952.

¹⁴ Dies., „Um der Ehre willen“. *Erinnerungen an die Freunde vom 20. Juli*, Berlin 1994, S. 19 f. Ganz ähnlich argumentierte die Gräfin auch in ihren 1988 erschienenen *Kindheitserinnerungen*. Dort heißt es nahezu wortgleich: „Es sind eben nicht die Fakten, die in der Geschichte entscheidend sind, sondern die Vorstellungen, die sich die Menschen von den Fakten machen.“ Vgl. dies., *Kindheit in Ostpreußen*, Berlin 1988, S. 9.

nach den Voraussetzungen, den Inhalten, den Zielsetzungen und nach möglichen Veränderungen ihrer Position und Interpretation. Zu fragen ist vor diesem Hintergrund weiterhin nach dem Umgang, der Auseinandersetzung der Journalistin mit entgegengesetzten oder von ihrer Meinung abweichenden Interpretationen. Gerade in solchen Konflikten, so darf man vermuten, müßten die Kernelemente ihres Widerstandsbilds besonders klar zutage treten. Schließlich aber geht es um den Widerstand als Argument in einem breiteren sozialen und politischen Kontext und damit um eine weitere Dimension von Geschichtspolitik. Darüber hinaus soll hier auch eine adelshistorische Perspektive auf die Thematik eingenommen werden. Denn die adelsgeschichtliche Bedeutung eines Widerstandsbilds, gezeichnet von einer Adelligen, in welchem der Adel einen zentralen Platz einnimmt, steht außer Frage. Verfolgte Dönhoff mit ihren Beiträgen bewußt Standesinteressen? Oder dienten, in weniger direkter Kausalität, ihre Beiträge den Interessen des Adels in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft¹⁵? Es geht also auch um Erinnerungsabsichten und Erinnerungswirkung, um die Instrumentalisierung von Erinnerung¹⁶.

Doppelte Verlusterfahrung

Am 2. Dezember 1909 im ostpreußischen Friedrichstein, dem Schloß der Grafen v. Dönhoff, als siebtes und letztes Kind ihrer Eltern August und Ria Dönhoff geboren, wuchs die junge Gräfin auf dem unweit Königsbergs gelegenen Familienbesitz auf¹⁷. Wenig unterscheidet ihre Kindheit von der zahlloser Adelskinder ihrer Generation: sporadischer Hausunterricht, einige Monate Schule in Königsberg, später dann – das war nicht die Regel – das Gymnasium in Berlin, wo sie 1928 das Abitur machte. Einem Jahr auf einer Hauswirtschaftsschule in der Schweiz, Zugeständnis an die Mutter und an die Usancen des Stands, folgte ab 1930 das Studium der Volkswirtschaft in Frankfurt am Main. Dort vor allem erlebte sie den Untergang

¹⁵ Vgl. hierzu Eckart Conze, *Von deutschem Adel. Die Grafen von Bernstorff im 20. Jahrhundert*, Stuttgart/München 2000, S. 199–207.

¹⁶ So sehr sich dieser Aufsatz auf das Thema Widerstand, seine Darstellung und seine Interpretation konzentriert, so wenig darf sich seine Analyse allein auf Marion Gräfin Dönhoffs Abhandlungen über den Widerstand im engeren Sinne stützen. Die Widerstandsschriften sind vielmehr in engstem Zusammenhang mit anderen Kern- und Dauerthemen der publizistischen Tätigkeit Dönhoffs zu lesen: ihrer Ehrenrettung Preußens beispielsweise oder ihrer zum Teil vehementen Kultur- und Gesellschaftskritik. Die wichtigsten Themen und Argumente der Gräfin zum Thema Preußen sind versammelt in: Marion Gräfin Dönhoff, *Preußen. Maß und Maßlosigkeit*, Berlin 1987. Daß es sich um ein Dauerthema handelte, zeigt der erst jüngst veröffentlichte Artikel: Dies., *Der frühe Tod des alten Preußen*, in: *Die Zeit*, 18. 1. 2001. Als ein Beispiel für die kultur- und gesellschaftskritischen Schriften Dönhoffs vgl. dies., *Zivilisiert den Kapitalismus. Grenzen der Freiheit*, Stuttgart 1997.

¹⁷ An biographischen Arbeiten über Marion Gräfin Dönhoff liegen derzeit vor: Alice Schwarzer, *Marion Dönhoff. Ein widerständiges Leben*, Köln 1996, sowie Haug v. Kuenheim, *Marion Dönhoff*. Beide Bücher erheben nicht den Anspruch einer wissenschaftlichen Biographie und fußen ganz überwiegend auf Dönhoffs eigenen Schriften, die zum Teil ganz unkritisch seitenlang zitiert werden.

der Weimarer Republik und den Aufstieg des Nationalsozialismus. In ihrem Widerwillen gegen Hitler verband sich Abscheu vor der Pöbelhaftigkeit der braunen Bewegung und der Vulgarität ihres Führers mit politischen Überzeugungen, die ihr schon in jenen Jahren den Beinamen „rote Gräfin“ eintrugen¹⁸. Unmittelbar nach dem 30. Januar 1933 finden wir die ostpreußische Adelige bei mutigem Protest gegen die Errichtung der Diktatur. An der Frankfurter Universität verteilte sie Flugblätter und argumentierte gegen die neuen Machthaber. Ausrichten freilich konnte sie nichts, und als schon bald danach jüdische und kommunistische Dozenten und Kommilitonen von der Hochschule verjagt wurden, nicht zuletzt ihr eigener akademischer Lehrer, sah Marion Dönhoff keinen Grund mehr, in Deutschland zu bleiben. An der Universität Basel, zeitweise auch in Oxford, setzte sie seit 1933 ihr Studium fort. Ihr Lehrer in der Schweiz wurde der Nationalökonom Edgar Salin, bei dem sie schließlich auch ihre Doktorarbeit schrieb über die Entstehung und die Verwaltung des Dönhoffschen Familienbesitzes in Ostpreußen¹⁹. 1935 wurde sie mit dieser Studie promoviert. Nach einem längeren Aufenthalt in Afrika, wo ihr Bruder Christoph lebte, kehrte die Gräfin 1937 nach Ostpreußen zurück. Als ihr ältester Bruder Heinrich, der Besitzer von Friedrichstein, 1939 zur Wehrmacht eingezogen wurde, übernahm sie die Verantwortung für den Dönhoffschen Familienbesitz. Bis zu ihrer Flucht 1945 blieb sie de facto Herrin auf Friedrichstein.

Vor allem in diesen Jahren hatte Marion Gräfin Dönhoff Verbindungen zu jenen Oppositionellen gegen das nationalsozialistische Regime, deren Widerstand 1944 im Attentat auf Hitler kulminierte. Kontakte bestanden sowohl zu Angehörigen der sogenannten Goerdeler-Gruppe als auch zu Mitgliedern des Kreisauer Kreises um Helmuth James Graf v. Moltke und Peter Graf Yorck v. Wartenburg. Zwar war die ostpreußische Gräfin nicht direkt an den Planungen der beiden Gruppen beteiligt – an den Kreisauer Treffen nahm sie nicht teil –, aber sie hielt beispielweise die Verbindung zwischen den Verschwörern in der Reichshauptstadt und in Ostpreußen, da sie zu den wenigen gehörte, die ohne Verdacht zu erregen reisen und Kontakte pflegen konnte. Dabei halfen ihr ihr vergleichsweise jugendliches Alter und wohl auch ihr Erscheinungsbild sowie die Tatsache, daß sie eine Frau war und eine Angehörige des Adels. Ihre Treffen mit den Verschwörern und ihre Reisen nahmen sich nach außen hin nicht anders aus als die Pflege traditioneller adeliger Geselligkeit und binnenadeliger Kontakte. Und im Kern waren sie das ja auch. Ganz allgemein ist gerade für den Widerstand des 20. Juli und innerhalb dessen ganz besonders für die adeligen Oppositionellen die Existenz von Beziehungsnetzwerken von erheblicher Bedeutung, welche dem eigentlichen Widerstandshandeln zum Teil lange vorausgingen und es erleichterten²⁰. Ihre Reisen führten die ehemalige Baseler Studentin von

¹⁸ Schwarzer, Dönhoff, S. 83 und S. 96.

¹⁹ Vgl. Marion Gräfin Dönhoff, *Entstehung und Bewirtschaftung eines ostdeutschen Großbetriebes. Die Friedrichsteiner Güter bis 1807*, Diss., Basel 1935.

²⁰ Siehe hierzu Eckart Conze, *Adel und Adeligkeit im Widerstand des 20. Juli 1944*, in: Heinz Reif (Hrsg.), *Adel und Bürgertum in Deutschland. Entwicklungslinien und Wendepunkte im 20. Jahrhundert*, Berlin 2001, S. 269–295.

Zeit zu Zeit auch in die Schweiz, wo sie im gesellschaftlichen Umgang mit dem Schweizer Diplomaten und ehemaligen Danziger Völkerbundskommissar Carl Jacob Burckhardt Informationen aus dem Widerstand an ausländische Diplomaten weiterleitete²¹. Doch kam die Gräfin selbst mit dem Leben davon. Dagegen wurde nach dem 20. Juli 1944 ihr Vetter Heinrich Graf Lehndorff hingerichtet und ebenso der wohl nicht zuletzt von ihr für den Widerstand gewonnene Heinrich Graf Dohna. Sie mußte erleben, wie viele ihrer Freunde aus dem Kreis der Verschwörer ermordet wurden – einer nach dem anderen. Einigen adeligen Angehörigen der Opposition, den „Freunden vom 20. Juli“ ließ sie später, 1990, ein Denkmal errichten, und 50 Jahre nach dem Attentat erschien – als literarisches Denkmal – ihr Buch über den 20. Juli 1944, eine Sammlung von sieben, sehr persönlich gehaltenen Porträts²². „Lange Zeit“, so endet das Buch, „wünschte ich, ich hätte auf irgendeiner Liste für ‘Hilfskräfte’ gestanden: Nichts konnte schlimmer sein, als alle Freunde zu verlieren und allein übrigzubleiben.“²³ Mit der Flucht aus Ostpreußen, an der Spitze des Friedrichsteiner Trecks²⁴, endeten für Marion Gräfin Dönhoff nicht nur der Zweite Weltkrieg und die NS-Diktatur, sondern auch ein Lebensabschnitt, der für sie mit einer gleichsam doppelten Verlusterfahrung abschloß: mit dem Verlust der Freunde aus dem Widerstand wie auch mit dem Verlust der ostpreußischen Heimat. Jeder, der Marion Gräfin Dönhoffs Schriften seit 1945 liest, wird erkennen, wie sehr sie diese doppelte Verlusterfahrung widerspiegeln. Und es ist diese doppelte Verlusterfahrung, die sie schreibend zu bewältigen, gegen die sie, man wird es so sagen können, anzuschreiben versuchte.

Individualisierung, Moralisierung, Heroisierung

Durch mehr als 50 Jahre ihrer publizistischen Aktivität zieht sich dabei der Topos des „vergessenen Tags“, das Argument, daß der 20. Juli als „moralisch-politische

²¹ Jüngst in die Diskussion geraten ist ein angeblich schon 1938 geschriebener Brief Carl J. Burckhardts an Dönhoff, in welchem der Schweizer Diplomat und Historiker den Widerstand der deutschen Adeligen hervorhebt. Paul Stauffer, „Sechs furchtbare Jahre ...“. Auf den Spuren Carl J. Burckhardts durch den Zweiten Weltkrieg, Zürich 1998, S. 304–311, bezeichnet den Brief als nachträgliche Fälschung. Einer diese Einschätzung teilenden Rezension des Stauffer-Buches entgegnete Dönhoff mit dem Vorwurf der Verleumdung. Vgl. Rainer Blasius, *Der Fälscher und die Dame*, in: FAZ, 3. 3. 1999, sowie Marion Gräfin Dönhoff, *Ein Festschrift-Beitrag Carl Jacob Burckhardts (Leserbrief)*, in: FAZ, 16. 3. 1999.

²² Vgl. Dönhoff, *Ehre*.

²³ Ebenda, S. 191.

²⁴ Den Friedrichsteiner Treck hat Dönhoff später publizistisch gewürdigt: erstmals 1946 in der „Zeit“, dann aber vor allem in ihrem 1962 erschienenen und in hohen Auflagen verbreiteten Buch „Namen, die keiner mehr nennt“. Die große Publizität verdankt sich nicht zuletzt der Repräsentativität des Friedrichsteiner Trecks für das millionenfache Schicksal der Flucht aus dem deutschen Osten in den Wintermonaten 1944/45. Vgl. Marion Gräfin Dönhoff, *Ritt gen Westen*, in: Die Zeit, 21. 3. 1946, wiederabgedruckt in: *Zeit Punkte* 9/1999, S. 17 f., sowie dies., *Nach Osten fuhr keiner mehr*, in: Dies., *Namen, die keiner mehr nennt. Ostpreußen – Menschen und Geschichte*, Düsseldorf/Köln 1962, S. 5–44.

Tat“ weit aus der deutschen Geschichte herausrage, aber nie wirklich eingegangen sei in das Bewußtsein der Deutschen²⁵. Dem Widerstand des 20. Juli den ihm ihrer Meinung nach zukommenden Platz im moralischen und im politischen Bewußtsein der Deutschen, doch durchaus auch des Auslands, zu verschaffen, wird man als zentrales und dauerhaftes Anliegen Dönhoffs bezeichnen können. In der Publizistik sah Marion Dönhoff dabei zweifellos ihre eigentliche Aufgabe²⁶. Vor allem in der „Zeit“, seit den siebziger Jahren auch in Büchern und Buchbeiträgen, äußerte sie sich seit 1946 immer wieder zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus und insbesondere zu den Ereignissen im Umfeld des 20. Juli 1944. Dutzende von Artikeln widmete sie diesem Thema: Kommentare, Gedenkartikel, historische Darstellungen, Buchbesprechungen. Vor allem die Jahrestage des Attentats – und nicht immer nur die runden – boten Anlässe für solche Veröffentlichungen. Häufig erschienen die Artikel auf der Titelseite der Zeitung, prominent plazierte, mit gut erkennbaren Überschriften versehen; ansonsten befanden sie sich im politischen Teil des Blattes, gelegentlich auf themenbezogenen Einzelseiten an unterschiedlichen Stellen sowie in redaktionellen Beilagen. Als Redakteurin, Chefredakteurin und Herausgeberin konnte Dönhoff fraglos Einfluß auf die Positionierung ihrer Artikel ausüben.

Wenn sich die Gräfin auch seit 1946 kontinuierlich in der „Zeit“ äußerte, so ist doch insgesamt eine Intensivierung ihres publizistischen Engagements zum Thema Widerstand seit etwa Mitte der sechziger Jahre festzustellen, nunmehr verstärkt auch außerhalb ihres Blattes. Inhaltlich blieb ihre Argumentation aber unverändert. Nach wie vor konzentrierte sich das Widerstandsgedenken so gut wie ausschließlich auf den 20. Juli, und nach wie vor wurde der Widerstand als moralischer Akt gewürdigt, nicht als politisches, als auch politisch motiviertes und daher politisch bewertbares Handeln. Dies wurde der Gräfin offensichtlich zunehmend wichtiger, weil zum einen in der wissenschaftlichen Forschung und tendenziell auch in der öffentlichen Wahrnehmung Widerstand gegen den Nationalsozialismus nicht mehr auf den 20. Juli beschränkt blieb und weil zum anderen Historiker begannen, zwischen der moralischen Würdigung von oppositionellem Handeln einerseits und seiner politischen und sozialen Bedingtheit andererseits zu differenzieren. Befand sich in den fünfziger und frühen sechziger Jahren Dönhoffs Widerstandsbild mit der historischen Forschung und nach und nach auch dem öffentlichen Gedenken in Einklang, so ging diese Übereinstimmung allmählich verloren. Das führte zur Intensivierung des publizistischen Engagements der Grä-

²⁵ Dies., Der 20. 7. 1944: Ein vergessener Tag, in: Die Zeit, 16. 7. 1998; vgl. auch dies., Ehre, S. 19 f.

²⁶ In diesen Zusammenhang gehört aber auch das Engagement der Gräfin für den in Großbritannien kurz nach dem Krieg durch den Bischof von Chichester errichteten „20. Juli Memorial Fund“ oder ihre Tätigkeit als stellvertretendes Kuratoriumsmitglied des „Hilfswerks 20. Juli 1944“. Gerade das Hilfswerk zählte, neben der Unterstützung von Hinterbliebenen von Widerstandsangehörigen, auch die Förderung von Publikationen über den Widerstand des 20. Juli zu seinen Aufgaben. Vgl. dazu Christiane Toyka-Seid, Grahlshüter, Notgemeinschaft oder gesellschaftliche „Pressure Group“? Die Stiftung „Hilfswerk 20. Juli 1944“ im ersten Nachkriegsjahrzehnt, in: Ueberschär (Hrsg.), Der 20. Juli, S. 196–211.

fin, ohne daß sich freilich ihr Widerstandsbild verändert hätte. Es ist insofern kein Zufall, sondern symptomatisch, daß die „Zeit“ zum 20. Juli 2001 genau den Artikel über den Widerstand veröffentlichte, mit welchem Gräfin Dönhoff nach 1945 ihr schreibendes Engagement für das Widerstandsgedenken begonnen hatte²⁷.

In den Jahren unmittelbar nach Kriegsende ging es in diesem Zusammenhang zunächst schlichtweg darum, den 20. Juli 1944 im öffentlichen Bewußtsein zu etablieren. Schon 1946 veröffentlichte sie im Hamburger Dulk-Verlag, wenn auch nur mit einer kleinen Auflage von 300 Exemplaren, ihre 1945 entstandene Schrift „In memoriam 20. Juli 1944 – den Freunden zum Gedächtnis“. „Zum ersten Mal“, so beginnt ihre Darstellung, „jährt sich der Tag, an dem Deutschland mit einem Schlage seine besten, seine wirklichen Patrioten verloren hat.“²⁸ Dönhoff verwahrte sich entschieden gegen die von Hitler erstmalig noch am 20. Juli 1944 ausgesprochene und danach von der NS-Propaganda unablässig wiederholte Bewertung der Verschwörung und des Attentatsversuchs als Tat einer „kleinen Clique ehrgeiziger Offiziere“²⁹, gegen die Beschreibung der Oppositionellen als „ein Club von Grafen und Reaktionären“³⁰. Diesem Bild, das den Widerstand des 20. Juli verächtlich zu machen und zu marginalisieren suchte, steht die schon früh vertretene Auffassung Dönhoffs diametral gegenüber. Nicht eine „kleine Clique“ von adeligen Militärs habe gehandelt, sondern „die besten Männer aller Bevölkerungsschichten, die letzten positiven Kräfte eines völlig ausgebluteten Landes“³¹. Noch taucht zwar der Begriff nicht auf, aber hier ist vom „anderen Deutschland“ die Rede³². Neben dem schuldbeladenen Deutschland habe es nämlich „noch etwas anderes gegeben, das viele von uns nicht kennen, weil Hitler dafür gesorgt hat, daß die Erkenntnis von diesem Besitz nicht in das Bewußtsein des Volkes einging: das ist der Geist des ‚geheimen Deutschland‘“³³. Indes

²⁷ Vgl. Marion Gräfin Dönhoff, Ein Tag wie kein anderer, in: Die Zeit, 20. 7. 2001.

²⁸ Dies., In memoriam 20. Juli 1944 – den Freunden zum Gedächtnis, Hamburg 1946, zit. nach dies., Der 20. Juli 1944: Ein vergessener Tag, in: Die Zeit, 16. 7. 1998 (darin Auszüge aus der Schrift von 1945).

²⁹ Bereits am Abend des 20. 7. 1944 hatte sich Adolf Hitler in einer Rundfunkansprache in diesem Sinne geäußert: „Eine ganz kleine Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherischer Offiziere hat ein Komplott geschmiedet, um mich zu beseitigen [...]“. Zit. nach Max Domarus, Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945. Kommentiert von einem Zeitgenossen, Bd. 2: Untergang 1939–1945, Würzburg 1963, S. 2128.

³⁰ Dönhoff, In memoriam 20. Juli 1944, zit. nach dies., Der 20. Juli 1944: Ein vergessener Tag, in: Die Zeit, 16. 7. 1998.

³¹ Dies., Das „heimliche Deutschland“ der Männer des 20. Juli, in: Die Zeit, 18. 7. 1946.

³² „Anderes Deutschland“ und „Aufstand des Gewissens“ waren die beiden Begriffe, die schon relativ kurz nach 1945 zur Charakterisierung und Bewertung der Opposition des 20. Juli verwandt wurden. Über die Jahre hinweg entwickelten sie eine enorme Wirkung und prägten das öffentliche Bild des Widerstands. Vgl. hierzu Holler, 20. Juli 1944, S. 270. Wichtig für die Einführung des Bildes vom „anderen Deutschland“ war insbesondere die 1946 erfolgte Publikation der Hassell-Tagebücher: Ulrich v. Hassell, Vom anderen Deutschland. Aus den nachgelassenen Tagebüchern 1938–1944, Zürich/Freiburg i. B. 1946.

³³ Dönhoff, Das „heimliche Deutschland“ der Männer des 20. Juli, in: Die Zeit, 18. 7. 1946. Knapp hingewiesen sei an dieser Stelle auf die Bedeutung des aus dem George-Kreis stammenden Topos des „Geheimen Deutschland“ im Widerstand des 20. Juli und insbesondere bei Claus

wandte sich die Gräfin damit nicht nur gegen die Propaganda der Nationalsozialisten und das auf Grund dieser Propaganda und auf Grund des allgemeinen Mangels an Information in der deutschen Bevölkerung vorherrschende Bild des Widerstands, sondern mindestens ebenso sehr gegen die westlichen Siegermächte, Großbritannien allen voran, „die dafür sorgten, daß der 20. Juli keinen Platz im Herzen der Bürger gewann“³⁴.

In der Tat war die Anerkennung des Widerstands insbesondere im westlichen Ausland ein langdauernder Prozeß und über Jahre hinweg ein Politikum: Waren die Männer des 20. Juli, ganz in Übereinstimmung mit der Darstellung der NS-Führung, Angehörige einer reaktionären Kaste, die in buchstäblich letzter Minute ihre Macht zu retten versuchten³⁵? Gerade vor diesem Hintergrund erklärt sich die Tabuisierung des Widerstands in den Jahren unmittelbar nach Kriegsende. Ihre Opposition zu Hitler allein reichte den Alliierten nicht aus, um den Widerstandsangehörigen eine Vorbildfunktion für die Demokratisierung Deutschlands zuzuweisen. Das änderte sich erst, als der sich verschärfende Kalte Krieg seit den späten vierziger Jahren den vehementen Antibolschewismus der Oppositionellen stärker zutage treten ließ und überdies eine positive Bewertung des Widerstands als ein geeignetes Mittel erschien, gleichsam kollektivpsychologisch zur Stabilisierung der (West-)Deutschen beizutragen, die es ja nun fest in den Westen einzubinden galt. In Frankreich sah man in den ersten Jahren nach 1945 erst recht keinen Anlaß, den Widerstand des 20. Juli positiv zu würdigen. Es bestand aus verständlichen Gründen keinerlei Interesse an einer Abschwächung der deutschen Kollektivschuld. Außerdem war man nicht geneigt, die *résistance*, den Gründungsmythos der IV. Republik, durch einen Hinweis auf oder gar die Anerkennung von Widerstandsaktivitäten auch jenseits des Rheins in ihrer politischen und geschichtspolitischen Bedeutung zu relativieren³⁶.

Vor allem im anglo-amerikanischen Kontext verband sich in dieser frühen Phase jede Bezugnahme auf den 20. Juli nicht nur mit Hinweisen auf die Allianz

Graf Stauffenberg, der unmittelbar vor seiner Erschießung „Es lebe das geheime Deutschland“ ausgerufen haben soll. Vgl. hierzu Peter Hoffmann, Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder, Stuttgart 1992, S. 61–78, sowie Stefan Krolak, Der Weg zum Neuen Reich. Die politischen Vorstellungen von Claus Stauffenberg, in: Schmädke/Steinbach (Hrsg.), Widerstand, S. 546–560.

³⁴ So Dönhoff, Ehre, S. 33, pointiert noch Jahrzehnte später. Diese Argumentation findet sich aber beispielsweise auch in: Dies., Heusingers Tagesbefehl, in: Die Zeit, 17. 7. 1959, sowie dies., Auflehnung gegen den Helden, in: Die Zeit, 17. 7. 1952.

³⁵ Derlei Einschätzungen entstanden im übrigen nicht erst nach dem 20. 7. 1944, sondern sie reichen zurück bis ins Jahr 1933. Sie sind auch entscheidend für die Aufnahme und Behandlung von Emissären des Widerstands insbesondere in Großbritannien seit 1938. Siehe hierzu u. a. Lothar Kettenacker, Der nationalkonservative Widerstand aus angelsächsischer Sicht, in: Schmädke/Steinbach (Hrsg.), Widerstand, S. 712–731; vgl. auch ders., Die Haltung der Westalliierten gegenüber Hitlerattentat und Widerstand nach dem 20. Juli 1944, in: Ueberschär (Hrsg.), Der 20. Juli, S. 22–46.

³⁶ Zur Rezeption des deutschen Widerstands in Frankreich siehe Edgar Wolfrum, Frankreich und der deutsche Widerstand gegen Hitler 1944–1964. Von der Aberkennung zur Anerkennung, in: Ueberschär (Hrsg.), Der 20. Juli, S. 68–81.

zwischen dem Nationalsozialismus und den traditionellen Eliten, auf die angeblich reaktionären Bestrebungen der „Generale“, sondern immer wieder auch mit einem vernichtenden Verdikt über die „Junker“. Diese galten als Träger des preußischen Militarismus und Autoritarismus. Fraglos veranlaßte auch diese politische und moralische Verurteilung des „underground of Junkers“³⁷, die tatsächlich den Stereotypen der NS-Propaganda ausgesprochen nahe kam, Marion Gräfin Dönhoff dazu, in ihren frühen Artikeln zum Thema stets drei Aspekte besonders zu betonen: zum ersten die gesellschaftliche und politische Breite der Opposition des 20. Juli, zum zweiten ihre „Preußischkeit“ und zum dritten die moralische Integrität und Exzeptionalität der Männer des 20. Juli³⁸. Auf dieses Datum blieb allerdings der Blick fixiert. Andere Formen und Kreise des Widerstands, wie sie sich beispielsweise schon früh in einer von Ricarda Huch angeregten und später von Günther Weisenborn publizierten Sammlung von Lebensbildern und Reflexionen von Regimegegnern fanden, blieben in den Äußerungen Dönhoffs, die ja immerhin für die schon bald zu den führenden westdeutschen Wochenzeitungen gehörende „Zeit“ schrieb, unberücksichtigt³⁹.

Zwar betonte Gräfin Dönhoff die politische Bandbreite der Goerdeler-Gruppe, des Kreisauer Kreises und der um Stauffenberg versammelten Regimegegner⁴⁰. Und die Diversität der politischen und gesellschaftlichen Vorstellungen innerhalb der beiden Gruppen, vor allem aber zwischen den auch verschiedene Generationen repräsentierenden Gruppen, ist ja in der Tat nicht in Frage zu stellen. Doch der zumindest relativen politischen Heterogenität korrespondierte eine weitgehend soziale Homogenität. Der Widerstand des 20. Juli war ein Widerstand der Eliten. Seine Träger repräsentierten im wesentlichen die adelig-bürgerliche deutsche Oberschicht des frühen 20. Jahrhunderts. Selbst die Vertreter der Arbeiterbewegung, die überwiegend auch aus Arbeiterfamilien stammten, zeichneten sich dadurch aus, daß sie in der Weimarer Republik hohe Funktionen, bis hin zum Minister, wahrgenommen hatte. Politische Bandbreite war also nicht soziale Bandbreite. Der Widerstand, den Marion Gräfin Dönhoff in ihren Schriften würdigte und den sie als *den* Widerstand darstellte, war eine Opposition der Eliten, ein Widerstand „aus den Kommandohöhen“⁴¹. Und diese Sichtweise klammert nicht nur den sozialistischen oder kommunistischen Widerstand aus, sondern

³⁷ So der Manchester Guardian am 22. 7. 1944, also unmittelbar nach dem Attentat, zit. nach Kettenacker, Haltung, S. 24.

³⁸ Vgl. beispielsweise Dönhoff, Das „heimliche Deutschland“ der Männer des 20. Juli, in: Die Zeit, 18. 7. 1946; dies., Auflehnung gegen den Helden, in: Die Zeit, 17. 7. 1952; dies., Das Gewissen steht auf, in: Die Zeit, 15. 7. 1954.

³⁹ Vgl. Günther Weisenborn, Der lautlose Aufstand. Bericht über die Widerstandsbewegung des deutschen Volkes 1933–1945, entstanden nach dem Material von Ricarda Huch, Hamburg 1953. Zu den Arbeiten Huchs und Weisenborns siehe auch Steinbach, Widerstand im Dritten Reich, S. 105, sowie Holler, 20. Juli 1944, S. 73.

⁴⁰ Vgl. beispielsweise Dönhoff, Das „heimliche Deutschland“ der Männer des 20. Juli, in: Die Zeit, 18. 7. 1946.

⁴¹ Hans Mommsen, Alternative zu Hitler. Studien zur Geschichte des deutschen Widerstandes, München 2000, Einleitung, S. 7–11, hier S. 7 f.

auch jede revolutionäre Aktion oder das Handeln Einzelner⁴². Wie das „Mitgliederverzeichnis eines hohen Ordens“ lesen sich für Dönhoff die Namen der Verschwörer des 20. Juli, und diese Namen repräsentierten „in allen Schichten die Elite, [...] Leute, die erzogen waren, sich für das Ganze verantwortlich zu fühlen“⁴³. Nicht als Exponenten von Standes-, Schichten- oder Klasseninteressen hätte diese Elite gehandelt, sondern als Menschen, „die sich für das Geschehen der Zeit verantwortlich fühlten“⁴⁴. Als „einzelne Menschen“ hätten sie agiert. Das bezieht sich indes gerade nicht auf eine Individualität der Aktion im Sinne einzelgängerischen oder einsamen Handelns (wie beispielsweise bei Georg Elser), sondern auf die Individualisierung der Motivation. Diese Individualisierung wiederum ist eine entscheidende Voraussetzung dafür, den Widerstand nicht primär politisch zu interpretieren und zu analysieren, sondern ihn vielmehr moralisch als Gewissensentscheidung zu würdigen. Individualisierung, Moralisierung und, daraus resultierend, – Heroisierung gehören zu den Kernelementen des Widerstandsbilds von Marion Gräfin Dönhoff.

Adel und Preußentum

So sehr Dönhoff freilich die angeblich schichtenübergreifende Zusammensetzung der Opposition des 20. Juli betonte, so sehr hob sie gleichzeitig den Adel, den preußischen zumal, als Kerngruppe des Widerstands heraus. Das richtete sich klar gegen das Negativbild Preußens im allgemeinen und das der preußischen „Junker“ im besonderen⁴⁵. Als Angehörige einer alten preußischen Adelsfamilie suchte Marion Gräfin Dönhoff dieses Bild zu korrigieren, und die Borussifizierung des Widerstands half ihr dabei nicht unwesentlich. Diese setzte nicht sofort nach 1945 ein. Mit Preußen war unmittelbar nach Kriegsende und angesichts eines beträchtlichen, gerade auch internationalen Anti-Borussismus wenig Staat zu machen. Aber schon Mitte der fünfziger Jahre tauchten erste Hinweise auf zum preußischen Hintergrund zahlreicher Verschwörer des 20. Juli. Das setzte sich in den sechziger Jahren fort⁴⁶. Immer klarer wurden die Konturen eines posi-

⁴² Vgl. ebenda.

⁴³ Marion Gräfin Dönhoff, Die Botschaft des Gewissens. Dreißig Jahre danach: Gedenken an die Männer des 20. Juli, in: Die Zeit, 19. 7. 1974. Dies ist im Kern freilich eine Position, wie sie auch in der unmittelbaren Nachkriegszeit schon auftaucht. Siehe z. B. dies., Das „heimliche Deutschland“ der Männer des 20. Juli, in: Die Zeit, 18. 7. 1946.

⁴⁴ Dies., Ehre, S. 160.

⁴⁵ Eine gründliche Studie zu den unterschiedlichen Konnotationen und Verwendungen des Begriffs „Junker“ fehlt leider noch immer. Für eine sachliche Begriffsbestimmung vgl. Hans Rosenberg, Die Ausprägung der Junkerherrschaft in Brandenburg-Preußen 1410-1618, in: Ders., Machteliten und Wirtschaftskonjunkturen. Studien zur neueren deutschen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Göttingen 1978, S. 24–82. Siehe neuerdings auch den Essay von Heinz Reif, Die Junker, in: Deutsche Erinnerungsorte, hrsg. von Etienne François und Hagen Schulze, München 2001, Bd. 1, S. 520–536.

⁴⁶ Für die fünfziger und sechziger Jahre vgl. beispielsweise Marion Gräfin Dönhoff, Das Gewissen steht auf, in: Die Zeit, 15. 7. 1954, oder dies., Vorbild Preußen. 20 Jahre nach der Liquidierung, in: Die Zeit, 17. 2. 1967.

tiven Preußen-Bildes, welches auch zunehmend nicht nur auf dem 20. Juli gründete. Das Preußen der Gräfin Dönhoff war das Preußen des Allgemeinen Landrechts, der Stein-Hardenbergschen Reformen und der Berliner Salons der Romantik; es war das Preußen Kants und Kleists, das Preußen der Aufklärung und des Humanismus⁴⁷. Dieses Preußen aber, das „echte“ oder „wirkliche Preußen“⁴⁸, sei schon im 19. Jahrhundert, spätestens mit der Reichsgründung 1871 untergegangen; erst seitdem stehe Preußen für Militarismus, für „deutschen Größenwahn“, für autoritären Zentralismus, für „Pickelhaube und Kommißstiefel“⁴⁹. Doch sei mit dem Widerstand des 20. Juli der Geist des „alten Preußen“, der „Geist der Marwitz und Yorcks“⁵⁰, noch einmal aufgeflackert. 1944 sei „Preußens letztes Kapitel“⁵¹ geschrieben worden: „Alle großen Namen der preußischen Geschichte: Yorck, Moltke, Dohna, Schulenburg, Lehndorff, Schwerin sind in diesem letzten und wohl schönsten – weil der Macht so fern, dem Wesentlichen so nahen – Kapitel noch einmal verzeichnet. Es ist, als wäre der Geist des Preußischen [...], von allen Pervertierungen gereinigt, noch einmal Gestalt geworden. Bald darauf wurde Preußen aus dem Buch der Geschichte gestrichen. Nun ist es nur noch Vergangenheit, vielleicht bald nicht einmal mehr dies.“⁵²

Entsprechende Ansätze finden sich bei ihr schon in den fünfziger und sechziger Jahren. Je größer der Abstand zu 1945 sowie zur Auflösung Preußens wurde und je mehr die in den siebziger Jahren einsetzende Preußen-Renaissance in der Bundesrepublik an Boden gewann, bis sie 1981 in der großen Preußen-Ausstellung in Berlin ihren Höhepunkt fand, desto stärker betonten die Artikel der Gräfin den großen preußischen Anteil an der Opposition des 20. Juli. Dem stellte sie entgegen, daß „unter den zehn obersten Führern jener Verbrecherbande“, der Spitze des „Dritten Reiches“ kein einziger Preuße gewesen sei. Und weder sei „Berlin die Stadt der Bewegung“ gewesen, „noch kam der Führer aus Preußen“⁵³. Jene [die Männer des 20. Juli] seien „die echten Preußen“ gewesen „und nicht dieser nihilistische

⁴⁷ Dieses Preußen-Bild Dönhoffs findet sich in zahlreichen Artikeln, am ausführlichsten aber in ihrem Buch: *Preußen*.

⁴⁸ Dies., *Die Deutschen – wer sind sie?*, in: *Die Zeit*, 14. 8. 1981, oder dies., *Verschwörer gegen das Unrecht*, in: *Die Zeit*, 20. 7. 1984.

⁴⁹ Dies., *Soll die Metropole Hauptstadt werden? Berlin oder Bonn: Deutschland und die Sorgen seiner Nachbarn*, in: Dies., *Im Wartesaal der Geschichte. Vom Kalten Krieg zur Wiedervereinigung. Beiträge und Kommentare aus fünf Jahrzehnten*, Stuttgart 1993, S. 296–299, hier S. 297.

⁵⁰ Dies., *Preußen*, S. 76 f.; Der Oberst v. d. Marwitz hatte sich im Siebenjährigen Krieg geweigert, dem Befehl Friedrichs II. zu folgen, das sächsische Schloß Hubertusburg zu plündern. Er nahm seinen Abschied. In seiner Ansprache zum 20. Juli 1954 erwähnte auch Bundespräsident Theodor Heuss Marwitz und zitierte die Inschrift auf seinem Grabstein: „Sah Friedrichs Heldenzeit und kämpfte mit ihm in allen seinen Kriegen; wählte Ungnade, wo Gehorsam nicht Ehre brachte.“ General Yorck schloß im Dezember 1812 die Konvention von Tauroggen mit dem russischen General Diebitsch. Yorcks Abmachung kann als Beginn der Befreiungskriege gelten.

⁵¹ Dies., *Peter Graf Yorck: Preußens letztes Kapitel*, in: Dies., *Zivilisiert den Kapitalismus*, S. 190–214; der gleiche Aufsatz findet sich auch in: Dies., *Menschen, die wissen, worum es geht*, Hamburg 1976, S. 15–36.

⁵² Ebenda, S. 36.

⁵³ So Marion Dönhoff in einem „Zeit-Gespräch“ aus Anlaß des 50. Jahrestags des 20. Juli 1944 mit Richard v. Weizsäcker und Helmut Schmidt: *Im Namen der Moral*, in: *Die Zeit*, 15. 7. 1994.

Zyniker aus Österreich, dieser Vabanque-Spieler der Politik. Er hatte wahrlich nichts mit Preußen zu tun.“⁵⁴ Diese Austrifizierung Hitlers als „Antithese zu Preußen“⁵⁵ verstellt nicht nur ganz allgemein den Blick auf die deutschen, die preußisch-deutschen gesellschaftlichen und politischen Strukturen, die den Aufstieg Hitlers und des Nationalsozialismus ermöglichten und die NS-Herrschaft befestigen halfen. Die Dichotomisierung – Preußen versus Süddeutschland/Österreich – wird überdies in dem Moment problematisch, in dem die Rede auf nicht-preußische Angehörige des Widerstands kommt: auf die Württemberger Cäsar v. Hofacker oder den Attentäter selbst, Claus v. Stauffenberg, oder auf den Bayern Albrecht Mertz v. Quirnheim, um nur einige Beispiele zu nennen. Diese erhob Dönhoff gleichsam zu Ehren-Preußen, indem sie bestimmte Tugenden wie Toleranz, Pflicht- und Verantwortungsbewußtsein, Gemeinwohlorientierung, Ehrgefühl oder Zivilcourage als preußische Tugenden reklamierte. So betrachtet, machte sie das „andere Deutschland“ zum „anderen Preußen-Deutschland“⁵⁶.

Über die Ehrenrettung Preußens und der ihrer Ansicht nach auch nach 1945 noch gültigen und anschlussfähigen preußischen Tugenden hinaus zielte Marion Gräfin Dönhoff jedoch stets auf die Ehrenrettung des Adels, darunter eben nicht zuletzt der schlecht beleumundeten „preußischen Junker“. Auch in diesem Zusammenhang ist das von Dönhoff gezeichnete Widerstandsbild funktional, und die Geschichtsmächtigkeit dieses Bildes ist kaum zu bestreiten. Bis heute wird die Opposition des 20. Juli in der breiteren Öffentlichkeit ganz eindeutig als Adelsopposition betrachtet. Daran hat die Publizistik der Gräfin einen erheblichen Anteil. Wann immer sie sich dem Widerstand in biographischen oder personenbezogenen Beiträgen näherte, ging es um Adelige⁵⁷. Das erklärt sich gewiß nicht zuletzt aus den binnenadeligen verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen Beziehungen der Gräfin, doch entscheidend ist in unserem Kontext nicht

⁵⁴ Marion Gräfin Dönhoff, Verschwörer gegen das Unrecht. Gedanken zum 20. Juli 1944, in: *Die Zeit*, 20. 7. 1984.

⁵⁵ Dies., Vorbild Preußen. 20 Jahre nach der Liquidierung, in: *Die Zeit*, 17. 2. 1967.

⁵⁶ Die „Borussifizierung“ des Württembergers Richard v. Weizsäcker durch Dönhoff verdeutlicht diesen Mechanismus und zeigt überdies, daß er nicht auf die Angehörigen der Opposition des 20. Juli beschränkt blieb. „Weizsäcker ist gebürtiger Württemberger, aber seine Auffassungen über Verantwortung, Pflicht und Dienst an der Gemeinschaft sind eher preußisch“, schrieb Dönhoff 1978 anlässlich der Kandidatur des CDU-Politikers für das Amt des Regierenden Bürgermeisters in Berlin. Vgl. Marion Gräfin Dönhoff, Chancen für Berlin. Weizsäcker als Spitzenkandidat (1978), abgedruckt in: Dies., Wartesaal, S. 241–243, hier S. 243. Mit solchen „Borussifizierungen“ honoris causa steht Dönhoff freilich nicht allein. Das 1954 vom Intendanten des Bayerischen Rundfunks Walter v. Cube in einer Gedenkrede vorgebrachte Argument ist nur ein weiteres typisches Beispiel: „Die Erhebung des 20. Juli wurde nicht von einer Volksmasse getragen, sondern – und hier hat das Wort seinen echten Gehalt – von einer Elite. Von jener Elite zunächst, die einst bestimmt hatte, was im besten Sinne ‚preußisch‘ zu nennen war.“ Vgl. Walter v. Cube, Rebellion des deutschen Adels, in: Bekenntnis und Verpflichtung. Reden und Aufsätze zur zehnjährigen Wiederkehr des 20. Juli 1944, Stuttgart 1955, S. 30–39, hier S. 33.

⁵⁷ Vgl. die personenbezogenen Ausführungen in: Marion Gräfin Dönhoff, Der Name Stauffenberg, in: *Die Zeit*, 25. 7. 1957; dies., Heusingers Tagesbefehl, in: *Die Zeit*, 17. 7. 1959; dies., Es fehlt nicht an Vorbildern, in: *Die Zeit*, 17. 7. 1964; oder dies., De nobilitate, in: Albrecht Bernstorff zum Gedächtnis, Altenhof 1952, S. 48–52.

so sehr die Ursache dieser aristokratischen Konzentration, sondern vielmehr ihre Wirkung. Der Adel, der preußische zumal, wurde von Dönhoff als in besonderem Maße prädisponiert für widerständiges Handeln dargestellt. Das geschah in Anknüpfung an die preußenbezogenen Argumentationsmuster, indem nunmehr Adelige als die gleichsam geborenen Exponenten der als preußisch definierten Tugenden erschienen. „Wir waren alle“, heißt es in ihrem Buch von 1994, „etwa gleichen Alters [...], kamen alle aus einem ländlichen Milieu, in dem Kontinuität, Verantwortung für das Gemeinwohl, Ehre, Pflicht und eine gewisse 'austerity' selbstverständlicher Lebensstil gewesen sind.“⁵⁸ „Ehre“ avancierte in den Schriften der Gräfin zum zentralen Begriff. Ehre und Ehrbewußtsein hätten den Adel stets ausgezeichnet, Ehre als „Komplementärgröße zu den Privilegien der Oberschicht“⁵⁹, Ehre als Verpflichtung zum „Opfer für die Gemeinschaft, den Staat, den König, das Vaterland – oder was immer die Gesellschaft als ihren Mittelpunkt empfand“⁶⁰. Diese „ritterliche Gesinnung“ sei die historische Voraussetzung des 20. Juli gewesen⁶¹.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang nicht allein die Aristokratisierung des Widerstandsbildes, sondern auch, unter adelshistorischen Gesichtspunkten, die Bedeutung dieses Bildes für die Geschichte des deutschen Adels in der Nachkriegsgesellschaft. Dieses Bild nämlich half dem deutschen Adel, eine tragfähige Identität in der Bundesrepublik Deutschland herauszubilden, indem es beispielsweise dem „Junker“-Bild, das zuweilen zum „Junker“-Klischee verkommen war, und der „Junker“-Kritik entgegenwirkte. Mit dem Hinweis auf den 20. Juli, den Blutzoll des Adels und seine auf diese Weise bewiesene Zugehörigkeit zum „moralisch besseren Deutschland“ begegneten Adelige – auch und gerade vor sich selbst – dem Vorwurf, zu den Totengräbern der Weimarer Republik gehört zu haben. So spiegelte das nicht zuletzt durch Marion Gräfin Dönhoff geprägte Geschichtsbild des Adels sein Selbstbild. Dieser Prozeß wurde freilich überwölbt durch die Anstrengungen der staatlichen Institutionen und der öffentlichen Repräsentanten der Bundesrepublik insbesondere in den fünfziger Jahren, den Widerstand gegen den Nationalsozialismus in die Traditionsbildung des jungen Staates einzubeziehen. Man erkannte gerade im Widerstand der traditionellen Eliten aus Politik, Militär und Verwaltung, in denen der Adel zweifellos überproportional vertreten war, ein „besseres Deutschland“. Das half, eine Brücke zu bauen über die Jahre der Diktatur, des Krieges und des Völkermords, und ermöglichte, eine positive Verbindungslinie zu ziehen zwischen der Demokratie von Weimar und dem Bonner Staat, der sich seinerseits vor dem aktuellen Hintergrund des Kalten Krieges als das andere, das bessere Deutschland betrachtete.

Durch ihren Umgang mit dem Widerstand des 20. Juli aber erwies die junge Republik, ob sie es nun wollte oder nicht, nicht nur den Tresckows, Schulen-

⁵⁸ Dies., Ehre, S. 186.

⁵⁹ Dies., Preußen, S. 43.

⁶⁰ Dies., Die Botschaft des Gewissens. Dreißig Jahre danach: Gedenken an die Männer des 20. Juli, in: Die Zeit, 19. 7. 1974.

⁶¹ Ebenda.

burgs, Moltkes oder Stauffenbergs ihre Reverenz, sondern dem Adel insgesamt, dem Adel als gesellschaftliche Gruppe, als „Stand“, wie er es selbst gern formulierte. So wie jede Würdigung aus der Feder Marion Dönhoffs geriet auch jede öffentliche Würdigung des Widerstands – implizit oder explizit – zu einer Würdigung des Adels. Von der Standesvertretung dieses Adels, der Deutschen Adelsgenossenschaft, deren Adelsmarschall Adolf Fürst zu Bentheim-Tecklenburg-Rheda nach dem 20. Juli 1944 Hitler die Abscheu des Standes vor dem „verruhten Verbrechen“ bekundet hatte⁶², war demgegenüber nicht einmal am Rande die Rede, und auch nicht von den ebenfalls überproportional vielen Adeligen, die nicht den Rock der Wehrmacht getragen hatten, sondern die Uniform der SS⁶³. Am zehnten Jahrestag des Attentats, 1954, sprach Bundespräsident Heuss in einer Gedenkfeier von der Verbindung des „christlichen Adels deutscher Nation mit Führern der Sozialisten, der Gewerkschaften“. Und er entwickelte eine lange Widerstandstradition, in welcher ein preußischer Adeliger aus dem 18. Jahrhundert, der friderizianische Oberst v.d. Marwitz, einen exponierten Platz einnahm⁶⁴. So konnte die auf Grund ihres Sozialprestiges nicht unwichtige gesellschaftliche Gruppe des Adels als ganze gesellschaftlich rehabilitiert und integriert werden. Der höchste Repräsentant der Bundesrepublik nobilitierte den alten Adel gleichsam unter republikanisch-demokratischen Vorzeichen aufs neue, und das Bild des Adels, welches dem zugrunde lag, war exakt dasjenige, das die Widerstandspublizistik der Gräfin Dönhoff seit 1945 gezeichnet hatte.

„Keine politische, sondern eine moralische Revolution“

So wie in den öffentlichen Reden der Politiker, so fand auch in den Artikeln Dönhoffs keine intensivere Auseinandersetzung mit den konkreten politischen Vorstellungen der Widerstandsangehörigen des Kreisauer Kreises oder der Goerdeler-Hassell-Gruppe statt. Daß gerade die Ideen letzterer Gruppe größtenteils

⁶² Siehe Georg H. Kleine, Adelsgenossenschaft und Nationalsozialismus, in: VfZ 26 (1978), S. 100–143, hier S. 139.

⁶³ Über derlei Tatsachen ging Marion Dönhoff souverän hinweg. So äußerte sie über einen Grafen Metternich, Herr auf Schloß Vinsebeck in Westfalen, wo Dönhoff im März 1945 aus Ostpreußen Aufnahme fand, dieser sei „in ein Lager gesperrt worden, weil er als Chef der Vollblut- zucht irgendeinen SS-Rang gehabt hatte – dabei spielte Politik in seinem Leben gar keine Rolle“. Zit. nach Schwarzer, Dönhoff, S. 159. Vermutlich war Metternich in der Tat „lediglich“ Mitglied eines jener durch und durch adelig geprägten Herrenreiter-Clubs, die nach 1933 zumeist geschlossen als „Reiterstürme“ in die SS eingetreten waren, die gegenüber der insgesamt als plebejisch-pöbelhaft empfundenen NS-Bewegung als elitär, als etwas besseres und damit auch als standesgemäß galt. Die Nonchalance dieser Darstellung ist jedenfalls bemerkenswert. Vgl. hierzu Eckart Conze, Adel unter dem Totenkopf. Die Idee eines Neuadels in den Gesellschaftsvorstellungen der SS, in: Ders./Monika Wienfort (Hrsg.), Adel und Moderne. Deutschland im europäischen Vergleich im 19. und 20. Jahrhundert (i. E.). Vgl. auch Stephan Malinowski, Vom König zum Führer. Sozialer Niedergang und politische Radikalisierung im deutschen Adel zwischen Kaiserreich und NS-Staat, Berlin 2003, S. 503 und S. 529 f.

⁶⁴ Bekenntnis und Dank. Rede des Bundespräsidenten Theodor Heuss am 19. 7. 1954, in: Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung, 20. 7. 1954. Siehe auch Anm. 50.

darauf gerichtet waren, den Nationalsozialismus gewissermaßen nach rückwärts zu überwinden, und das nicht etwa mit der Weimarer Republik im Blick, sondern mit dem wilhelminischen Kaiserreich als Referenzpunkt, war für Dönhoff kein Thema. Die Gräfin war nicht allein, wenn sie vielmehr, auf einer ganz anderen Ebene der Argumentation, die moralische Dimension des widerständigen Handelns betonte, den „Aufstand des Gewissens“ oder die „Vollmacht des Gewissens“, wie zwei Formeln hießen, die seit den späten vierziger Jahren das Bild des Widerstands prägten⁶⁵: ein monumentalisiertes Bild des Widerstands, dessen Träger auf diese Weise geradezu übermenschlich-heroische Züge erhielten; ein entrücktes und unangreifbares Bild, das es kaum mehr erlaubte, beispielsweise nach den Bedingungen und dem politischen Kontext des Widerstandshandelns zu fragen oder nach der Heterogenität, ja zum Teil der Gegensätzlichkeit von Widerstandsmotiven und Widerstandszielen⁶⁶. „Es war ja keine politische, sondern eine moralische Revolution“, hieß es in einem Artikel⁶⁷.

Marion Gräfin Dönhoff stand mit ihrer Sichtweise in jenen Jahren beileibe nicht alleine. Auch die frühe historische Widerstandsforschung mit ihren beiden wichtigsten Werken, Hans Rothfels' in deutscher Sprache erstmals 1949 erschienener Darstellung „Die deutsche Opposition gegen Hitler“ und Gerhard Ritters 1954 publizierter Studie über „Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung“⁶⁸, zeichnete ein ähnliches Bild. Man darf also Marion Dönhoff durchaus in eine breitere Strömung des Widerstandsgedenkens und der Widerstandspublizistik stellen. Dieser hat sie sich indes nicht lediglich angeschlossen, sondern sie hat sie seit 1945 maßgeblich mitgeschaffen und etabliert. Dönhoff sah Zeit ihres Lebens im Widerstand „jenes bedingungslose, opferbereite Festhalten an den höchsten moralischen Maßstäben auch in der äußersten Gefährdung des Lebens“⁶⁹. Diese moralische Monumentalisierung, welche die Historisierung des Widerstands bis in die Gegenwart hinein erschwert, versuchte Dönhoff verschiedentlich durch die Betonung der angeblich nationalen Einzigartigkeit des Widerstands noch zu überhöhen. Kein anderes Land der Welt gebe es, „in dem führende Vertreter der Nation um der Moral, des Rechts und der Freiheit willen so große Opfer gebracht haben“, hieß es in der „Zeit“ am 18. Juli 1997⁷⁰. Doch schon Jahrzehnte vorher hatte Dönhoff die

⁶⁵ Vgl. Annedore Leber, *Das Gewissen steht auf. 64 Lebensbilder aus dem deutschen Widerstand 1933–1945*, Berlin/Frankfurt a. M. 1954; *Vollmacht des Gewissens*, 2 Bde., Berlin/Frankfurt a. M. 1960 und 1965.

⁶⁶ Vgl. Mommsen, *Alternative zu Hitler*, Einleitung, S. 7.

⁶⁷ Marion Gräfin Dönhoff, *Der 20. Juli*, in: *Die Zeit*, 22. 7. 1966.

⁶⁸ Vgl. Hans Rothfels, *Die deutsche Opposition gegen Hitler. Eine Würdigung*, Krefeld 1949; Gerhard Ritter, *Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung*, Stuttgart 1954. Vgl. hierzu auch Christoph Cornelißen, *Gerhard Ritter. Geschichtswissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert*, Düsseldorf 2001, S. 546–560, sowie Jan Eckel, *Intellektuelle Transformationen im Spiegel der Widerstandsforschung*, in: Ulrich Herbert (Hrsg.), *Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980*, Göttingen 2002, S. 140–176.

⁶⁹ Marion Gräfin Dönhoff, *Ein Recht auf Widerstand?*, in: *Die Zeit*, 22. 7. 1983.

⁷⁰ Dies., *Fragen nach dem 20. Juli*, in: *Die Zeit*, 18. 7. 1997.

sen Punkt gemacht: „Hat irgendein Volk größere Helden als diese?“, fragte sie 1964⁷¹.

Von der Monumentalisierung des Widerstands zur Heroisierung seiner Protagonisten war es in der Tat nur ein kurzer Weg. Denn Helden, übermenschlich große Helden wurden hier konstruiert, deren Heroismus sie und ihr Handeln jeder Kritik, ja, ganz allgemein, jeder Analyse entzog. Heroismus sei „nicht die Lebensform des Durchschnittsbürgers“, schrieb Dönhoff 1952 und wandte sich damit indirekt noch immer gegen den Kollektivschuldvorwurf, gegen das von ihren Verbrechen, zumindest aber von ihrem Mitläufertum geprägte Bild der Deutschen im Ausland⁷². Die Dominanz und Dauerhaftigkeit dieses Bilds störten sie, weil die „echten Helden vom 20. Juli“ in ihm keinen Platz hatten⁷³. Angesichts ihrer Lebensgeschichte und insbesondere ihrer Beziehungen zu den Männern des 20. Juli wird man diese Sichtweise verstehen können. Und man muß sich überdies vergegenwärtigen, daß zumindest in den ersten beiden Jahrzehnten nach 1945 die „Helden“ des Widerstands in der öffentlichen Meinung mit „Helden“ ganz anderen Kalibers konkurrieren mußten: mit Erich v. Manstein beispielsweise, dem nach der Publikation seiner Memoiren 1955⁷⁴ fast wie in Kriegstagen gefeierten Generalfeldmarschall, der sich während des Krieges mehrfach geweigert hatte, mit der Opposition zu kooperieren⁷⁵, oder auch mit jenem Otto Ernst Remer, der am 20. Juli 1944 als Kommandeur des Wachbataillons „Großdeutschland“ mit zum Scheitern des Putsches beigetragen hatte. Remer, auf Grund seiner „Verdienste“ nach dem 20. Juli 1944 zum General befördert, war in den frühen fünfziger Jahren stellvertretender Vorsitzender der 1952 vom Bundesverfassungsgericht verbotenen neonazistischen Sozialistischen Reichspartei (SRP)⁷⁶. Durch seine Schriften und Reden trug er nicht unwesentlich dazu bei, daß die Verschwörer des 20. Juli in weiten Kreisen der deutschen Bevölkerung noch in den fünfziger Jahren als Landes- oder Hochverräter und Eidbrecher angesehen, zumindest aber mit derlei Vorwürfen in Verbindung gebracht wurden⁷⁷.

⁷¹ Dies., Es fehlt nicht an Vorbildern, in: *Die Zeit*, 17. 7. 1964.

⁷² Dies., Auflehnung gegen den Helden, in: *Die Zeit*, 17. 7. 1952.

⁷³ Ebenda.

⁷⁴ Vgl. Erich v. Manstein, *Verlorene Siege*, Frankfurt a. M. 1955.

⁷⁵ Siehe hierzu Joachim Fest, *Staatsstreich. Der lange Weg zum 20. Juli*, Berlin 1994, S. 202–205.

⁷⁶ Zu Remer, Remers Aktivitäten in der SRP und dem Remer-Prozeß siehe u. a. Otto Büsch, *Geschichte und Gestalt der SRP*, in: *Rechtsradikalismus in Deutschland. Studien über die „Sozialistische Reichspartei“ (SRP)*, Berlin/Frankfurt a. M. 1957, S. 9–192; Holler, 20. Juli 1944, S. 121–128; Rudolf Wassermann, *Widerstand als Rechtsproblem. Zur rechtlichen Rezeption des Widerstandes gegen das NS-Regime*, in: Ueberschär (Hrsg.), *Der 20. Juli*, S. 254–267.

⁷⁷ Aussagekräftig sind in diesem Zusammenhang die auf den 20. Juli 1944 bezogenen Umfrageergebnisse des Instituts für Demoskopie in Allensbach. 1951 äußerten sich auf die Frage „Wie soll man Ihrer Ansicht nach die Männer vom 20. Juli beurteilen?“ zwar 40 % der Befragten positiv, negativ urteilten allerdings volle 30 %, weitere 19 % waren in ihrem Urteil schwankend oder hatten keine Meinung. Immerhin 21 % der Befragten meinten 1951, Deutschland hätte den Krieg gewonnen, wenn es keine Widerstandsbewegung gegen Hitler gegeben hätte. Fünf Jahre später, 1956, waren 49 % der Befragten dagegen, eine Schule nach einem Widerstandsangehör-

Die Rehabilitierung und die Integration des 20. Juli in die geschichtspolitische Traditionsbildung der jungen Bundesrepublik war in der Tat nicht ganz einfach. Denn als überzeugte Demokraten und Vordenker der freiheitlich-demokratischen Ordnung der Bundesrepublik konnte man die Männer um Goerdeler, aber auch die Angehörigen des Kreisauer Kreises nicht ohne weiteres darstellen. Ihr Denken war, wer wollte es ihnen vorwerfen, ihrem zeitlichen Horizont und den Erfahrungen ihrer jeweiligen Generation verhaftet geblieben. Sicher, es ließen sich Anknüpfungspunkte und Verbindungslinien identifizieren, etwa im Hinblick auf Prinzipien der Rechtsstaatlichkeit oder auch bezogen auf übernational-europäische Ordnungsvorstellungen. Aber zu „Vätern des Grundgesetzes“ konnte man sie nicht erklären. Umso wichtiger war die moralische Würdigung ihres Tuns, deren Referenzpunkt, auch in den Schriften der Gräfin Dönhoff, eben nicht die Ordnung des Grundgesetzes war, sondern die totalitäre Diktatur des Nationalsozialismus. Vor diesem Hintergrund wurde Widerstand in der Tat zu einem „Akt fast übermenschlicher moralischer Kraft und Leidensfähigkeit“⁷⁸. Gerhard Botz hat dies als moralisierend-defensive Argumentation bezeichnet und als eines der wesentlichen Merkmale dieser Argumentation auch die Stilisierung der Widerstandskämpfer „zu einem überhöhten menschlichen Wesen“ hervorgehoben, die es nicht erlaube, Motivationslagen, Persönlichkeitsbrüche oder eben die partielle Kooperation zwischen System und Widerstandskämpfern angemessen zu untersuchen⁷⁹. Dönhoffs Hinweis auf die „Zehn Gerechten von Sodom“ aus dem Alten Testament fügt sich in dieses Interpretationsschema des Widerstands⁸⁰.

Dabei war der Gräfin durchaus bewußt, daß für die meisten Oppositionellen der Weg zum 20. Juli kein gerader war, daß Widerstand nicht als prinzipielle Entscheidung am 30. Januar 1933 begann. Nicht häufig, aber mitunter doch, deutete sie das in ihren Artikeln an, beispielsweise als sie 1949 ihr Plädoyer, den ehemaligen deutschen Militärbefehlshaber des besetzten Belgien, General Falkenhausen, aus der belgischen Haft zu entlassen, mit seiner erbitterten Gegnerschaft zu Hitler begründete, und dies „schon zu einer Zeit, da viele spätere Widerstandskämpfer noch mit feierlicher Gänsehaut dem Tag von Pots-

gen (es ging um Claus Graf Stauffenberg oder Carl Goerdeler) zu benennen. Vgl. Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1947–1955, Allensbach 1957, S. 138, sowie Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1957, Allensbach 1957, S. 145.

⁷⁸ Gerhard Botz, Methoden- und Theorieprobleme der historischen Widerstandsforschung, in: Helmut Konrad/Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), Arbeiterbewegung – Faschismus – Nationalbewußtsein. Festschrift zum 20jährigen Bestand des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes und zum 60. Geburtstag von Herbert Steiner, Wien u.a. 1983, S. 137–151, hier S. 140.

⁷⁹ Ebenda, S. 140 f.

⁸⁰ Marion Gräfin Dönhoff, Es fehlt nicht an Vorbildern, in: Die Zeit, 17. 7. 1964. Die Rede von den „Zehn Gerechten von Sodom“ bezieht sich wiederum auf die Worte, mit denen Henning v. Tresckow am 21. 7. 1944, kurz vor seinem Freitod, Abschied von Fabian v. Schlabrendorff nahm: „Wenn einst Gott Abraham verheißen hat, er werde Sodom nicht verderben, wenn auch nur zehn Gerechte darin seien, so hoffe ich, daß Gott auch Deutschland um unsertwillen nicht vernichten wird.“

dam beiwohnten⁸¹. Solche, freilich sehr indirekten Eingeständnisse blieben indes die Ausnahme. Ein näherer Blick auf das Denken und Handeln der Oppositionellen vor Beginn des Krieges und damit eine Historisierung des Widerstands mußte Dönhoff Probleme bereiten, implizierte dies doch eine Entmonumentalisierung des Widerstands und eine klare Trennung zwischen der moralischen und der politischen Dimension von Widerstandshandeln. Es störe sie, so begegnete sie immer wieder Argumenten, die sich auf die NS-Affinität vieler späterer Widerstandsangehöriger in den ersten Jahren nach 1933 bezogen, „daß wir alle es nicht fertigbringen, uns die Jahre 1933 bis 1938 zu vergegenwärtigen – und zwar ohne das Wissen darüber, was später geschehen ist“⁸². Was meint das? Daß sich die moralische Erhabenheit des Widerstands, seine im Grunde absolut gesetzte Moralität erst ergibt aus der Kontrastierung mit der absoluten Amoralität des von Deutschland entfesselten Zweiten Weltkriegs und insbesondere des Holocaust, aus der nachgerade chiliasitischen Gegenüberstellung von Gut und Böse? Widerstand als „Komplementärgröße zu Auschwitz“⁸³? Bis in die Sprache hinein spiegelt sich das wider. Von „Stolz“ und „Ehre“ ist im Hinblick auf den Widerstand immer wieder die Rede⁸⁴. „Stolz“ und „Ehre“ sind die Gegenbegriffe zu „Scham“ und „Schande“, die sich mit dem Mord an den europäischen Juden und den anderen deutschen Verbrechen verbinden⁸⁵. Es soll diese moralische Argumentation gar nicht angegriffen werden. Ihr Problem liegt darin, daß sie politisch komplexere Strukturanalysen delegitimiert und dem Ruch der moralischen Geringschätzung oder Herabwürdigung des Widerstands aussetzt⁸⁶.

Mit all jenen Historikern, die sich seit den sechziger Jahren in bewußter Absetzung von den Interpretationen Rothfels' und Ritters um eine Historisierung des

⁸¹ Marion Gräfin Dönhoff, Falkenhausens Gefängnisrekord. Ohne individuelle Schuld (1949), in: Dies., Wartesaal, S. 47 f. Vgl. in diesem Zusammenhang übrigens auch das publizistische Engagement Dönhoffs wenig später, um die Freilassung bzw. zumindest eine Prüfung der Urteile der in Landsberg und Werl in Haft sitzenden Kriegsverbrecher insbesondere aus Militär und Diplomatie zu erreichen, unter ihnen nicht zuletzt der ehemalige Staatssekretär im Auswärtigen Amt Ernst v. Weizsäcker. Dieses Engagement verband Dönhoff mit heftiger Kritik an der angeblich von den Alliierten vertretenen Kollektivschuldthese: „So fanden sich plötzlich die Opfer der Naziherrschaft und die Gegner des Systems mit ihren Schergen auf der gleichen Bank wieder.“ Marion Gräfin Dönhoff, in: Die Zeit, 8. 3. 1951; vgl. hierzu auch Norbert Frei, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996, S. 199–201 und S. 222 f.

⁸² Marion Gräfin Dönhoff, in: Zeit-Gespräch, Im Namen der Moral, in: Die Zeit, 15. 7. 1994.

⁸³ Dies., Ein Recht auf Widerstand, in: Die Zeit, 22. 7. 1983.

⁸⁴ Vgl. z. B. dies., Verschwörer gegen das Unrecht, in: Die Zeit, 20. 7. 1984, oder dies., Ehre.

⁸⁵ Vgl. Assmann/Frevert, Geschichtsvergessenheit, S. 87.

⁸⁶ Es ist in diesem Zusammenhang allerdings der Hinweis darauf angebracht, daß gerade in den frühen Jahren der „Zeit“ der alljährlich im Umfeld des 20. 7. erfolgenden Erinnerung an die Verfolgten des Widerstands keine auch nur halbwegs vergleichbare Erinnerung an die sogenannte „Kristallnacht“ oder andere Zäsuren der Judenverfolgung gegenübersteht. Am 9. 11. wurde bis weit in die siebziger Jahre hinein so gut wie ausschließlich an die Revolution von 1918 erinnert. Vgl. hierzu Y. Michal Bodemann, Gedächtnistheater. Die jüdische Gemeinschaft und ihre deutsche Erfindung, Hamburg 1996, S. 87 f. und S. 133.

Widerstands bemühten⁸⁷, aber auch mit jenen, die ebenfalls in den sechziger Jahren begannen, andere Widerstandsformen und -gruppen zu identifizieren und ins öffentliche Bewußtsein zu rücken⁸⁸, ist Marion Dönhoff scharf ins Gericht gegangen. Das deutete sich im Grunde schon 1961 an, als sie mit großem Einsatz versuchte, die Publikation der sogenannten „Kaltenbrunner-Berichte“ zu unterbinden, jener Niederschriften, die der Chef des Reichssicherheitshauptamts Ernst Kaltenbrunner über die Vernehmungen der nach dem 20. Juli 1944 Inhaftierten anfertigen ließ⁸⁹. Als das mißlang, räumte die „Zeit“ der Thematik eine ganze Seite ein, auf der Marion Dönhoff und kein Geringerer als Hans Rothfels die Edition und ihren Verleger massiv kritisierten⁹⁰. Kein Zweifel: Die editionstechnischen Mängel waren Legion, die unkommentierte Herausgabe war mehr als fragwürdig, und ihr Bearbeiter Karl Heinrich Peter – kein Historiker – hatte zumindest Verbindungen zu neonazistischen Kreisen. Das alles stand indes nicht im Zentrum der Kritik. Im Kern ging es Dönhoff und Rothfels um die Erhaltung jenes hochmoralisierten Widerstandsbildes der fünfziger Jahre, um die Befürchtung, die Verschwörer des 20. Juli, „Menschen, die ihr Leben eingesetzt haben, um den deutschen Namen von Schande zu reinigen“⁹¹, könnten dadurch in Mißkredit gebracht werden, daß man die Meinung ihrer Verfolger und Henker über sie verbreite: Die „Ehre dieser Leute und damit das Interesse der Hinterbliebenen“ stünden auf dem Spiel⁹².

Marion Gräfin Dönhoff konnte nicht verhindern, daß sich im Laufe der sechziger Jahre das Bild des Widerstands in der Geschichtswissenschaft zu verändern

⁸⁷ Stellvertretend für dieses Unterfangen die Beiträge von Hans Mommsen, Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstandes, S. 73–167, und Hermann Graml, Die außenpolitischen Vorstellungen des deutschen Widerstandes, S. 15–72, in: Walter Schmitthenner/Hans Buchheim (Hrsg.), Der deutsche Widerstand gegen Hitler, Köln/Berlin 1966.

⁸⁸ Dafür repräsentativ Edgar Weick (Hrsg.), Deutscher Widerstand 1933–1945. Aspekte der Forschung und der Darstellung im Schulbuch. Eine Berichterstattung im Auftrag des Studienkreises zur Erforschung und Vermittlung der Geschichte des deutschen Widerstandes 1933–1945, Heidelberg 1967.

⁸⁹ Spiegelbild einer Verschwörung. Die Kaltenbrunner-Berichte an Bormann und Hitler über das Attentat vom 20. Juli 1944. Geheime Dokumente aus dem ehemaligen Reichssicherheitshauptamt, hrsg. vom Archiv Peter für historische und zeitgeschichtliche Dokumentation, Stuttgart 1961. Fast 30 Jahre später erschien eine neue, diesmal kritisch eingeführte und kommentierte Ausgabe der Dokumente unter dem Titel: Opposition gegen Hitler und der Staatsstreich vom 20. Juli 1944 in der SD-Berichterstattung. Geheime Dokumente aus dem Reichssicherheitshauptamt, hrsg. von Hans-Adolf Jacobsen, Stuttgart 1989.

⁹⁰ Zusätzlich wurde auch eine Aktennotiz Hermann Gramls, Mitarbeiter des Instituts für Zeitgeschichte, über ein Gespräch mit dem Verleger Seewald abgedruckt. Vgl. Die Zeit, 20. 10. 1961.

⁹¹ Hans Rothfels, Zerrspiegel historischer Wahrheit, in: Die Zeit, 20. 10. 1961; vgl. auch ders., Zerrspiegel des 20. Juli, in: VfZ 10 (1962), S. 62–67.

⁹² Marion Gräfin Dönhoff, Protest gegen eine Publikation, in: Die Zeit, 20. 10. 1961. Ein „Spiegel“-Bericht widerlegte kurz darauf manchen von Dönhoff und Rothfels erhobenen Vorwurf und überraschte zudem mit dem Eingeständnis der Gräfin, die Edition nicht ganz gelesen zu haben. Vgl. Der Spiegel, 1. 11. 1961, S. 42 f. Später verwandte Dönhoff Informationen aus den Kaltenbrunner-Berichten in ihren Artikeln, beispielsweise in: Der Geist Guderians, in: Die Zeit, 23. 4. 1965.

begann. Doch die Journalistin kritisierte diese Entwicklung heftig. Kaum war 1966 der von Walter Schmitthenner und Hans Buchheim herausgegebene Band „Der deutsche Widerstand gegen Hitler“ erschienen, in welchem Autoren wie Hans Mommsen oder Hermann Graml versuchten, den 20. Juli zu historisieren⁹³, da bezeichnete Dönhoff diese Wissenschaftler in einem Artikel auf der ersten Seite der „Zeit“ als „Zensoren“ und polemisierte gegen jene „Gruppe von Historikern“, welche „den Geist des Widerstandes offenbar mit der Elle staatsrechtlicher Pädagogik und demokratischer Mustergültigkeit mißt“⁹⁴. Noch 1987 wurde Klemens v. Klemperer, dem man beileibe nicht unterstellen kann, die Bedeutung des Widerstands des 20. Juli relativieren zu wollen, von Dönhoff als „Revisionist“ bezeichnet; in der Zeit kurz nach dem „Historikerstreit“ von 1986, war dies kein wertneutraler Begriff. Auf Klemperers 1987 wirklich nicht mehr originelles Plädoyer, den Widerstand zu entmythifizieren und zu historisieren⁹⁵, reagierte Dönhoff mit schlichtem Unverständnis und der nur hilflos zu nennenden Flucht in die Frage: „Da fragt man sich denn doch, was wohl die Historiker in 40 Jahren über die heutige Demokratie und die heutige Industriegesellschaft sagen werden?“⁹⁶ Eine Auseinandersetzung mit den Positionen Klemperers fand nicht statt⁹⁷.

Vor dem Richterstuhl in Hamburg hatte – mit Ausnahme der „Weißen Rose“ – kaum eine Widerstandsform oder -gruppierung jenseits der Männer des 20. Juli Bestand⁹⁸. Allerdings stand Dönhoff keineswegs allein, als sie 1994 während der öffentlichen Auseinandersetzung über den Platz und die Bewertung des kommunistischen Widerstands in der Gedenkstätte deutscher Widerstand im Berliner Bendler-Block den Unterschied betonte, „ob man sein Leben einsetzt, um eine Diktatur loszuwerden oder um [...] wie einige von den Leuten, Ulbricht oder Pieck, eine neue Diktatur einzusetzen“⁹⁹. Aber auch der sogenannte „passive Widerstand“ hatte es schwer bei ihr: „Ich weiß nicht, ob man das wirklich als Widerstand bezeichnen kann. Denn wenn man sich fragt, wo das hingeführt

⁹³ Vgl. Schmitthenner/Buchheim (Hrsg.), *Der deutsche Widerstand gegen Hitler*.

⁹⁴ Dönhoff, *Der 20. Juli*, in: *Die Zeit*, 22. 7. 1966. Im Rezensionsteil der „Zeit“ erschien allerdings ein halbes Jahr später, am 22. 1. 1967, eine Besprechung des Bandes von Dieter Roß, der von einem „Markstein“ in der Literatur über den Widerstand sprach und das Werk als sachlich, ernsthaft und analytisch lobte.

⁹⁵ Der von Dönhoff kritisierte Vortrag Klemperers wurde ein Jahr später publiziert: Klemens v. Klemperer, *Reflections and Reconsiderations on the German Resistance*, in: *Kirchliche Zeitgeschichte* 1 (1988), S. 13–28.

⁹⁶ Marion Gräfin Dönhoff, *Widerstand im Widerstreit: Eine Kontroverse mit Historikern: Wird der 20. Juli verklärt?*, in: *Die Zeit*, 17. 7. 1987.

⁹⁷ Lediglich eine mit spöttischen Bemerkungen garnierte Herabwürdigung von Kritik und Kritiker: „Darum fragt man sich unwillkürlich, ob der Wunsch, die Geschichte einmal anders zu interpretieren, vielleicht nur dem Bedürfnis nach Abwechslung entspringt. So wie ein Regisseur eines Tages Cäsar im Frack auftreten läßt, weil es ihn langweilt, Shakespeare immer in der gleichen Weise aufzuführen.“ Ebenda.

⁹⁸ Zu Rezeption und Wirkungsgeschichte des Widerstands der „Weißen Rose“ nach 1945 siehe neuerdings Barbara Schüler, *„Im Geiste der Gemordeten ...“*. *Die „Weiße Rose“ und ihre Wirkung in der Nachkriegszeit*, Paderborn 2000.

⁹⁹ Marion Gräfin Dönhoff, in: *Zeit-Gespräch, Im Namen der Moral*, in: *Die Zeit*, 15. 7. 1994.

hätte ohne die anderen – nirgends hin.¹⁰⁰ Um „Leben und Tod“ mußte es gehen¹⁰¹, ganz im Einklang mit der moralischen Bewertung und der Heroisierung des Widerstands. Ob die Verschwörer „wirklich Demokraten“ gewesen seien, galt ihr, nicht ganz ohne Widerspruch zu eigenen Äußerungen, 1994 als falsch gestellte Frage. Entscheidend sei vielmehr, ob der Betreffende für oder gegen Hitler gewesen sei¹⁰². Wie weit schließlich das Bestreben führen konnte, die absolute Moralität des Widerstands zu verteidigen, bekam 1997 der Historiker Christian Gerlach zu spüren, der in einem Begleitband zu der umstrittenen Wehrmachtausstellung einen Beitrag publiziert hatte mit dem Titel „Männer des 20. Juli und der Krieg gegen die Sowjetunion“¹⁰³. Gerlach hatte in seinem Aufsatz – wenn auch in recht grobschlächtiger Weise – darauf hingewiesen, daß auch Angehörige des militärischen Widerstands in die Verbrechen des Krieges gegen die Sowjetunion verwickelt waren. Die „Zeit“-Herausgeberin reagierte mit Spott – „Der Aufsatz besteht aus 14 Seiten und 63 Fußnoten. Mit Hilfe dieser Briefmarkensammelei kommt der Autor zu keinem Gesamtbild, schlimmer noch: zu einem falschen.“¹⁰⁴ – und einem moralischen Urteil, das letztlich in einem Frage- und Denkverbot mündet: „Für den, der nie in einer so lebensbedrohenden Situation war, ist es offenbar leicht, den ersten Stein zu werfen.“¹⁰⁵ Das zielte auf nichts anderes als die fortgesetzte Verabsolutierung eines hochmoralischen Geschichtsbildes, an dessen Konstruktion Marion Gräfin Dönhoff seit 1945 maßgeblichen Anteil hatte.

Widerstand und Zeitkritik

Welche Wirkung hatte der Widerstandstypus der Hamburger Journalistin? Kam er nur in zeithistorischen Diskussionen zur Geltung oder darüber hinaus auch in Debatten, die größere Allgemeingültigkeit beanspruchten? Diese Frage zielt auf die Instrumentalisierung des Widerstands; es geht um Geschichtspolitik, um die gesellschaftliche, die öffentliche Funktion von Geschichte.

In den ersten Jahrzehnten nach 1945 tauchte der Widerstand als tagespolitisches Argument kaum auf. Priorität hatte in dieser Zeit das Bemühen um die Etablierung eines bestimmten Widerstandsbildes, das Ringen um die Anerkennung der historischen und moralischen Bedeutung des Widerstands und seine Veran-

¹⁰⁰ Ebenda. Zu der wissenschaftlichen Diskussion über das Spektrum widerständigen Verhaltens und damit zusammenhängende terminologische Fragen vgl. zusammenfassend und mit reichen Literaturangaben: Ian Kershaw, „Widerstand ohne das Volk“, in: Ders., *Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*, Reinbek 1994, S. 267–315.

¹⁰¹ Marion Gräfin Dönhoff, in: *Zeit-Gespräch, Im Namen der Moral*, in: *Die Zeit*, 15. 7. 1994.

¹⁰² Dies., *Ehre*, S. 180.

¹⁰³ Vgl. Christian Gerlach, *Männer des 20. Juli und der Krieg gegen die Sowjetunion*, in: Hannes Heer/Klaus Naumann (Hrsg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944*, Hamburg 1995, S. 427–446.

¹⁰⁴ Marion Gräfin Dönhoff, *Wehrmachtsverbrechen und die Männer des 20. Juli. Wider die Selbstgerechtigkeit der Nachgeborenen*, in: Dies., *Zivilisiert den Kapitalismus*, S. 215–217, hier S. 215.

¹⁰⁵ Ebenda, S. 217.

kerung im kollektiven Bewußtsein und Gedächtnis der westdeutschen Gesellschaft. In diesen Jahren den Widerstand schon als politisches Argument zu verwenden, hätte dieses primäre Bestreben konterkariert. Zumindest gilt dies für Marion Gräfin Dönhoff. Es gilt nicht für viele Politiker der jungen Bundesrepublik, die nicht nur allgemein versuchten, Grundgesetz und freiheitlich-demokratische Grundordnung auch aus dem antinationalsozialistischen Widerstand herzuleiten oder den Widerstand in die Systemauseinandersetzung mit der DDR, dem „anderen, schlechteren Deutschland“ einzubeziehen, sondern die den Widerstand parteipolitisch interpretierten, um ihn in „legitimatorischer Verengung“¹⁰⁶ tagespolitischen Zielen oder der richtungspolitischen Traditionsbildung nutzbar zu machen¹⁰⁷.

Erst 1976, im Rückblick auf die Gründerjahre der Republik, begegnet uns bei Dönhoff erstmals eine Argumentationsweise, die mit dem „Vermächtnis des Widerstands“ operiert. Scharf verurteilte die Gräfin in einem Porträt Peter Graf Yorcks den „reinen Materialismus der ersten zwei Jahrzehnte nach 1945“ und gab sich gewiß, daß solche Umstände „Yorcks soziale und humanitäre Züge stärker (hätten) hervortreten lassen als seine konservativen“. Denn die „Freunde damals“ hätten nicht nur die Kritik am Kommunismus geteilt, sondern auch die Skepsis gegenüber dem Kapitalismus¹⁰⁸. Damit war freilich eine Saite angeschlagen, deren Ton in den Schriften der „roten Gräfin“ seit etwa Mitte der sechziger Jahre vernehmbar war. Das Erbe des 20. Juli erhielt nun eine gesellschafts- und kulturkritische Dimension: Kapitalismus-, Technik-, Fortschritts- und Modernitätskritik wurden als moralisches Vermächtnis des 20. Juli hingestellt – mit volkspädagogisch erhobenem Zeigefinger: „Was wäre wohl geschehen“, fragte Dönhoff 1984, „wenn die Männer und Frauen des 20. Juli es gewesen wären, die nach dem Krieg das neue Deutschland aufgebaut und die Prioritäten für unsere Gesellschaft gesetzt hätten?“¹⁰⁹ Die Frage allein enthält schon die Antwort, daß sich die Dinge wohl anders entwickelt hätten. Das unterstreicht der Hinweis Dönhoffs auf die „Vorstellungen der Leute vom 20. Juli“, auf – bunt gemischt – ihre Skepsis gegenüber dem technischen Fortschritt oder dem Kapitalismus, die Verschmelzung von konservativen und sozialistischen Werten, Verstaatlichung der Grundstoffindustrien, betont religiöse Bindungen, asketische Lebensweise, Mitverantwortung des einzelnen im Betrieb, Dezentralisierung und Selbstverwaltung, Hoffnung auf europäischen Zusammenschluß¹¹⁰. Was aus diesem Vermächtnis geworden sei – die Antwort der Gräfin war trotz des relativierenden „fast“ eindeutig: „Fast scheint es, als sei ihr Sterben [das der Verschwörer] im doppelten Sinne umsonst gewesen: sowohl gegen die Damaligen wie auch für die Heutigen.“¹¹¹ Als 1974 im Gefolge der Ölpreiskrise und einer zunehmend rezessiven konjunkturellen Ent-

¹⁰⁶ Botz, Methoden- und Theorieprobleme, S. 138.

¹⁰⁷ Eine lange Reihe von Beispielen bietet Holler, 20. Juli 1944, passim.

¹⁰⁸ Dönhoff, Peter Graf von Yorck. Preußens letztes Kapitel. S. 33

¹⁰⁹ Dies., Verschwörer gegen das Unrecht. Gedanken zum 20. Juli, in: Die Zeit, 20. 7. 1984.

¹¹⁰ Ebenda.

¹¹¹ Ebenda. (Hervorhebung im Original).

wicklung scharfe Verteilungskämpfe die Bundesrepublik erschütterten und nicht zuletzt zum Rücktritt von Bundeskanzler Willy Brandt beitrugen, nahm Dönhoff ihren großen Leitartikel zum 30. Jahrestag des Hitler-Attentats zum Anlaß, massive Kritik zu üben an einer am Einzelinteresse und nicht mehr am Gemeinwohl orientierten Gesellschaft. Für die „ritterliche Gesinnung des 20. Juli“ sei in einer solchen Gesellschaft kein „Lebensraum“¹¹². Man wird Marion Dönhoff keine altkonservativen, organischen oder korporatistischen Staats- und Gesellschaftsvorstellungen unterstellen können. Aber zwischen den Zeilen erkennt man doch Spuren harmonisierender und pluralismuskzeptischer Vorstellungen¹¹³, wie sie, wenn auch wesentlich schärfer ausgeprägt, zum Teil das Denken der Goerdeler-Gruppe und des Kreisauer Kreises bestimmt hatten. In ihrem Buch „Zivilisiert den Kapitalismus. Grenzen der Freiheit“ von 1997 trägt ein Kapitel die Überschrift „Es gab Vorbilder“. Es versammelt Beiträge aus Dönhoffs Feder über das Preußen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts sowie über den Widerstand des 20. Juli¹¹⁴.

In einem Bereich allerdings verwahrte sich Marion Gräfin Dönhoff auf das schärfste gegen die Bezugnahme auf den Widerstand: dort nämlich, wo der Versuch unternommen wurde, die Artikulation von Protest in der bundesrepublikanischen Gesellschaft als Widerstand in der Tradition des 20. Juli hinzustellen¹¹⁵. Widerstand, das war für Dönhoff stets das „moralische Ringen mit dem Bösen schlechthin“, ein „bedingungsloses, opferbereites Festhalten an den höchsten moralischen Maßstäben auch unter äußerster Gefährdung des Lebens“¹¹⁶. Mit dieser hochmoralischen Widerstandsdefinition wehrte sie sich vehement gegen jeden Versuch, eine Kontinuitätslinie des Widerstands zu ziehen vom 20. Juli oder der „Weißen Rose“ hin zum RAF-Terrorismus, aber auch zu Hausbesetzungen oder Blockadeaktionen der Friedensbewegung. Letzteren sprach sie ihre Legitimität keineswegs ab. Doch derlei Protestaktivitäten als Widerstand zu bezeichnen, sei „einfach anmaßend und irreführend“¹¹⁷.

¹¹² Dönhoff, Die Botschaft des Gewissens. Dreißig Jahre danach: Gedenken an die Männer des 20. Juli, in: Die Zeit, 19. 7. 1974.

¹¹³ Vgl. beispielsweise dies., Inseln im Strom. Albrecht Graf Bernstorff, in: Dies., Menschen, die wissen, worum es geht, Hamburg 1976, S. 9–14, hier S. 11, oder dies., Ehre, S. 68.

¹¹⁴ Dies., Zivilisiert den Kapitalismus, vor allem S. 177–217. Vgl. aber auch, mit ähnlicher Argumentationsrichtung, dies., „Travailler pour le Roi de Prusse“, in: Dies./Hubert Markl/Richard v. Weizsäcker (Hrsg.), Eliten und Demokratie. Wirtschaft, Wissenschaft und Politik im Dialog – zu Ehren von Eberhard v. Kuenheim, Berlin 1999, S. 323–327. Dönhoffs Kapitalismuskritik ließ sie anlässlich des 20. Jahrestags der Auflösung Preußens in bewußter Bezugnahme auf Oswald Spengler davon sprechen, daß „Preußentum und Sozialismus“ dem gleichen Gesetz folgten: „Darum findet man im anderen Teil Deutschlands (trotz der Machthaber, die genauso unpreußisch sind, wie die Nazis es waren) gelegentlich mehr Spuren des preußischen Wesens als in unserem kommerzialisierten Staat, in dem der Lebensstandard als das höchste der Güter gilt.“ Dies., Vorbild Preußen. 20 Jahre nach der Liquidierung, in: Die Zeit, 17. 2. 1967.

¹¹⁵ Vgl. dies., Ein Recht auf Widerstand? Gedanken zum 20. Juli 1944 und zur Friedensbewegung, in: Die Zeit, 22. 7. 1983.

¹¹⁶ Ebenda.

¹¹⁷ Ebenda.

Ein Geschichtsbild und seine Wirkungen

Dieser Aufsatz hat Marion Gräfin Dönhoffs publizistischen Umgang mit dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus und insbesondere mit der Opposition des 20. Juli 1944 einer wissenschaftlichen Kritik unterzogen – nicht um den Widerstand gegen die totalitäre Diktatur in seiner historischen und moralischen Bedeutung zu mindern und auch nicht um das Bemühen Dönhoffs für ein ihr angemessen erscheinendes Gedenken an den Widerstand zu verurteilen. Vielmehr zielt dieser Beitrag auf eine Analyse der Entstehung, der Installierung und Konservierung von Geschichtsbildern sowie auf geschichtspolitisches Handeln in der Bundesrepublik Deutschland. In beiden Bereichen war Gräfin Dönhoff über mehr als 50 Jahre eine ganz besonders prominente, engagierte, aber auch dezidierte Akteurin. Gerade deshalb, weil ihr Anteil an der Genese, der Tradierung und der Verteidigung eines bestimmten Widerstandsbildes so zentral ist, wurde sie Gegenstand dieser Untersuchung. Bemerkenswert ist die Konstanz des von der ostpreußischen Adelligen und Hamburger Journalistin über die Jahrzehnte hinweg vertretenen Geschichtsbildes. Einschlägige Äußerungen aus den vierziger oder fünfziger Jahren unterscheiden sich nur kaum von Stellungnahmen zum Thema Widerstand aus den achtziger oder neunziger Jahren. Dafür dürften vor allem ihre biographischen Erfahrungen verantwortlich gewesen sein, die tiefe Prägung durch die Ereignisse im Umfeld des 20. Juli 1944 und durch den Tod einer Reihe von Verwandten und Freunden. Die Wirkungen des publizistischen Engagements von Gräfin Dönhoff sind vielfältig: Sie reichen von der Traditionsbildung der jungen Bundesrepublik über die Rekonsolidierung des deutschen Adels nach 1945 und seine Integration in die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft bis hin zur Gesellschaftskritik. In diesen Feldern ist die Widerstandspublizistik Marion Gräfin Dönhoffs zu verorten, deren journalistische Tätigkeit bei der „Zeit“ ihr über Jahrzehnte die Möglichkeit gab, an exponierter Stelle im Sinne ihrer persönlichen Erfahrungen und der daraus gewonnenen Überzeugungen Einfluß zu nehmen auf den unausweichlichen, aber in seinem Ergebnis keineswegs vorherbestimmten Prozeß der Historisierung des Widerstands gegen den Nationalsozialismus.